BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deutsches Musterbuch, oder Sammlung auserlesener Stellen aus den besten deutschen Schriftstellern zur Bildung der jugendlichen Seelenkräfte und des Styls
Bd.: 1

1816

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.L.g.o.48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11769984-7

~~A. XI. 115~~

62.

A.9.0.148

R.B.

Mendez

Deutsches
Musterbuch,
oder
Sammlung auserlesener Stellen
aus
den besten deutschen Schriftstellern,
zur
Bildung der jugendlichen Seelenkräfte
und
des Styls.

Herausgegeben
von
Peter Richarz,
Professor.

Erster Cursus.

Bamberg und Würzburg.
in der Goebhardtschen Buchhandlung,
1816.

Deutsches
Musterbuch
für
die untern Klassen
an
Gymnasien.

Herausgegeben
von
Peter Richarz,
Professor.

Bamberg und Würzburg,
in der Goebhardtschen Buchhandlung.
1816.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Beschreibungen.

	Seite	
1) Die Reise auf den Aetna	1	Engel.
2) Peru	8	Zimmermann.
3) Tivoli	25	Heinse.
4) Künstlerwanderung von Tyrol nach Mantua	31	v. Göthe.
5) Der Fang der Wallrosse und Wallfische im nördl. Ozean	36	Storch.
6) Aussicht von dem Dorfe Richterswyl auf den Zürcher See	47	Zimmermann.
7) Der stolze Demüthige .	49	Gellert.
8) Der Zornige	55	Engel.
9) Lavater	57	Meiners.
10) Homer	61	Jenisch.
11) Muggendorf und die Rosenmüllershöhle	64	Goldfuß.

Zweiter Abschnitt.

Erzählungen.

1) Entzückung des Las Casas	74	Engel.
2) Das Wölkchen	84	Krummacher.
3) Der Blinde	86	Krummacher.
4) Die Pfirschen	90	Krummacher.
5) Die Blumenlese	91	Krummacher.
6) Das Naturvölkchen . . .	95	Krummacher.
7) Der Born der Genesung	100	Krummacher.
8) Die Charitinnen des Sokrates.	106	Krummacher.
9) Der Tempel zu Memphis	110	Krummacher.
10) Cains Klagen	111	Krummacher.
11) Das Wunder	113	Krummacher.

	Seite	
12) Thamyris	116	Krummacher.
13) Die Schöpfung der Raupe	119	Krummacher.
14) Das Kind der Barmherzigkeit	124	v. Herder.
15) Der Vogel unsterblicher Wahrheit	125	v. Herder.
16) Der Jüngling Salomo	126	v. Herder.
17) Salomo in seinem Alter	127	v. Herder.
18) Mutterliebe	129	Starke.
19) Die Wittwe zu Zehra	133	Liebeskind.
20) Hermann	137	Niemeier.
21) Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt 1547. . . .	146	v. Schiller.
22) Gustav Adolphs Rückzug von Nürnberg nach Sachsen; Schlacht bei Lützen .	149	v. Schiller.
23) Die Päbste Leo der Große und Zacharias als Retter Roms	176	Joh. v. Müller.
24) Cosimo von Medicis . .	181	Joh. v. Müller.
25) Denkwürdigkeiten aus Dante's Schicksalen . . .	185	v. Wismayr.
26) Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz durch den Einsturz des Roßberges	197	Hirzel.

Dritter Abschnitt.

Briefe.

1) Gellert über die Fahrt mit einer Landkutsche . .	202
2) Gellert an den Herrn v. P . . . der seine Gattin verloren hat.	208
3) Gellert an den Hrn. Sekretair K.	211
4) Gellert an einen Pastor.	212
5) Gellert an eine Edelfrau.	214
6) Gellert an einen General.	215
7) v. Cronegk an Gellert.	216
8) Rabener an Cramer. . .	218

	Seite	
9) Gieseke über seinen neuen Aufenthalt an einen Freund.	218	
10) Heinse an Jacobi. . . .	221	
11 Gleim an Heinse. . . .	229	
12) Gleim an Joh. v. Müller.	231	
13) Joh. v. Müller an Hrn. Inspektor Weßely.	231	
14) Wieland an Salomon Geßner.	238	
15) Wieland an den Freiherrn von Retzer.	240	
Vierter Abschnitt. Vermischte Aufsätze.		
1) Redlichkeit.	243	Engel.
2) Kriegerehre.	247	Engel.
3) Ueber den Unterschied zwischen Poesie und Prosa. .	250	Engel.
4) Ueber die künstlerische Darstellung des Todes. .	262	Lessing.
5) Ueber die Kunst, seinen Ausdruck durch die Gedanken zu prüfen.	266	Moritz.
6) Gott ist die reinste Liebe.	272	Zollikofer.
7) Der Frühling.	279	v. Bonstetten.
8) Rückblick auf die gefallenen Vaterlandsvertheidiger bei der Friedensfeier 1814. (Fragment aus der klassischen Schrift: Deutschlands Ehre)	283	Jakobs.
Fünfter Abschnitt. Gedichte.		
1) Die Wachtel und der Hänfling.	287	Gellert.
2) Der Tanzbär.	288	Gellert.
3) Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.	289	Gleim.
4) Die Berathschlagung der Pferde.	290	Gleim.

	Seite	
5) Die Katze, die alte Maus, die junge Maus.	293	Williamov.
6) Der Käse.	294	Nicolay.
7) Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.	295	Nicolay.
8) Der Fuchs und der Wolf.	296	Pfeffel.
9) Die zwey Hunde.	297	Pfeffel.
10) Der junge Zeisig. . . .	298	Pfeffel.
11) Der Esel und der Fuchs.	301	Burmann,
12) Die Nachahmer.	301	Müchler.
13) Der Spieler.	301	Gellert.
14) Die seltsamen Menschen.	303	Lichtwer.
15) Die Katzen und der Hausherr.	304	Lichtwer.
16) Hamet.	305	Pfeffel.
17) Die Freundschaft. . . .	306	v. Kleist.
18) Der Gang zum Eisenhammer.	308	v. Schiller.
19) Die Macht des Feuers.	315	v. Schiller.
20) Das Landleben.	317	Hölty.
21 Gesundheit und ein gut Gewissen.	319	v. Halem.
22) Lied eines deutschen Knaben.	320	Fr. L. Gr. zu Stolberg.
23) Der Alpenwanderer. .	321	v. Matthisson.
24) Der Genfersee.	323	v. Matthisson.
25) Die Sterne.	325	Voß.
26) Moskau.	327	Körner.
27) Kolumbus.	328	v. Schiller.
28) Der Kaufmann.	328	v. Schiller.
29) Der Sämann.	329	v. Schiller.
30) Die Johanniter.	329	v. Schiller.
31) Pompeji und Herkulanum.	330	v. Schiller.
32) Die Poesie der Griechen.	333	A. W. Schlegel.
33) Philemon und Baucis. .	336	Voß.
34) Der dankbare Sohn. (Ein Lustspiel.)	350	Engel.

Erster Abschnitt.

Beschreibungen.

1) Die Reise auf den Aetna.

Von Nicolosi aus, gieng die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schönbekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldigen Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert, und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaßnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden.

Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannigfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?

Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacher: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt: nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt; sondern um

den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern.

Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinangieng: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wär es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie, bei der aufgehenden Sonne, so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempe Griechenlands und und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend, hier Elysium,

mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstreckten — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Parthieen zeichnen? — alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend, und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft. —

Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt; so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir emporhob. —

Wenn schon hier, dacht ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist; wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Geschichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orcane rasten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum seyn?

Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letz-

ten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsere Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches nnd Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die

Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden.

Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in

die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.

2) Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriediget zu sehen glauben. — Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch-schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. — Eine Fläche, welche theilweise gegen zehn tausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen dabei unter der lothrechten Sonne! — Wenn man aus den Häfen Gujaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufsteigt, was für Abwechselung von Scenen, was für Kontraste der gesammten Natur durchläuft der Blick! Nachdem man den Sand der Ufer verlassen hat, wandelt man in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorialsonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unübersehbare Pflanzenwelt üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehrere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde; mehrere treffliche Palmen breiten ihre

Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen unter einander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha, so die Vanille u. a. — Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannigfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner. — Eben so schwelgerisch und mannigfaltig ist auch die thierische Schöpfung. — Hier hauset der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarette, der Puma und andere furchtbare Thierarten der neuen Welt. — Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucana mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Buccoarten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Wipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Runzelschlange hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen, und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Schauder erregen. — So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Falleisen genau verschloßnes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Woh-

nung auf hohen Pfählen errichten. — Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin, auf jenen von Hürden geflochtenen Brücken, die, oft 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritten eine Pause ab. Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer! — Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühseligkeit des Steigens nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft. — Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren, bestiegen, welches in seinem Innern die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt. — Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein weites Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte, zeigten sich reich bebaute Felder; sie wechselten mit Wiesen, begraseten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Maierhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß dann die Stadt Quito. Die mil-

beste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa an. Allein man sah die Produkte aller Jahreszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an einem und demselben Tage sieht man pflügen und erndten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle gedeihet hier hundertfältig tragender Weizen Europens; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangt bei den schönsten Früchten von Frankreich. — Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganze. Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese große 10,000 Fuß erhobene Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig, wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen. — So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herbst; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt. — Freilich ist dies nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das übrige des großen Ganzen seinem ausgezeichneten Theile an Mannigfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger Meilen den Anfang eines hohen daraufgesetzten Landes, das sich bald mehr bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann selbst jenes kolossalische, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt. — Die beiden Bergreihen, welche dies Gebirge bildet, lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur. — Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennt, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf die Weise ist hier ein dreifaches Ländergebiet; jenes niedrigste, unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbietet, und endlich die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes. — Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Ynkas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesen gleichgeltenden peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmlung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn. — Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; durch diese strömen in den Tiefen die Flüsse, im Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wenn das Gestein aus hartem, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr besteht, so hätten sich die Fu-

gen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammen bringen lassen, so genau passen sie auf einander.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Meteore. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corason die Höhe von 2470 Klafter oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger v. Humboldt um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen. — Dennoch fanden sie sich auch hier bereits den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte, und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers. Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist dann auf zweierlei Art besonders merkwürdig. — Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Lufflöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tungurahua u. a. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem

Jorullo in Meriko erhob sich 1759 am 15ten September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge Salmiak. Die von Popayan und Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voller kochenden Wassers, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte, oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird. — Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers. Der fast erloschene Vulkan von Imbubaru überschüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der Faulfieber, die zu der Zeit herrschten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger scheint, der Corregidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmals von Zeit zu Zeit, also wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, große Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man dort Premadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fischen sie in sehr dunkeln Nächten in einem Bache, gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 stürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thonigtem Schlamme vermischt

ausgeworfen hatte. — Höchst merkwürdig ist es, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß sie längs dem Gebirge herabströmten. Eine genaue Untersuchung zeigte sogleich, daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Namen Premadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefunden werden. — Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie so weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen. — Weit größere Plagen, als jene einzelnen Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsre Zeiten herab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere bald größere Verwüstungen anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. — Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28. Oktober 1746. Durch ein schreckliches unterirdisches Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an, auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädigt. Tausend dreihundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litt noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glie-

ber. — Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bei seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, giengen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben. — Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten herab. Nur allein im Jahre 1791 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgesetzt. Noch schrecklicher als jene ältern war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riombomba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40 000 Menschen nicht mehr! — Die Ausbrüche und Erderschütterungen (sie sollen im Oktober am stärksten wüthen) ändern dann auch die Gestalt jener Bergkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt. — Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die einzeln in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien ununterbrochen reichen Gewinn. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Meriko aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. — Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern.

Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen. — Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caramarka, der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldener Gefäße zu seinem Lösegeld anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, herbeischleppen sahen, da verloren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indiern als eine Gottheit verehrt wurde. — Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straußeneies; man hatte ihm einen eignen Tempel erbaut, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet: da man nun alle übrigen Smaragde als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen. Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheut genug, sie ihren Unter-

drückern nicht zu entdecken. — Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat. Auch konnte die Masse der von den Indiern der Erde entrißnen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntniß des Bergbaues. Alles Metall Gold oder Silber, konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage lururirend hervorgewachsenes gediegnes, oder doch wenig gemischtes, durch leichte Schmelzung vom Gestein zu scheidendes Silber, zukommen. Dies waren daher nur die Termen, die Aushängezeichen des großen unterirdischen Schatzes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte. — In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels, und des hohen Werths dieses Reichs; nämlich Gold, Silber und Queckſilber. Von diesen Metallen zählte man im Jahre 1791 nur allein in 8 Intendantschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru 69 Goldwerke, 784 Silber- und 4 Queckſilberminen, außer 4 Kupfer- und 12 Bleiwerken. In 10 Jahren, von 1780 bis zu Ende von 1789, gaben sie 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber. — Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so beläuft sich der ganze Werth

jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler. Auch scheint es nicht, daß dieser Gewinn sich vermindert habe, da diese letztern 10 Jahre über 38,000 Mark Silber mehr, als die vorlet-ten, abwarfen. — Das große Silberbergwerk von Potosi findet sich in einem Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in dessen ganzem Umfange von beinahe 6 Meilen man über 300 Gruben zählt. In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi liefert jährlich für Rechnung der Krone 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold.

Der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze artet oftmals in wahren Unsinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Aeder-chen von Silber zeigt, so bieten oftmals die Unver-ständigen gleich ihre ganze Haabe auf, um diese (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu er-forschen, und sich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. So zeigen dann jene Thatsachen Peru als eins der größten unterirdischen Magazine fast aller fossilen Kostbarkeiten. Denn außer den bereits er-wähnten Smaragden finden sich auch noch Türkisse, Amethiste, ja sogar Diamanten; und warum sollten diese dort völlig mangeln, da das gegenüber liegende Brasilien davon einen solchen Ueberfluß zeiget? Jene ungeheueren Gold- und Silbermassen von Peru ver-danken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirksam-keit, oder wenigstens ihrer Verbreitung in die übri-gen Welttheile, einer nicht sehr ansehnlichen Thier-art. — Die Natur suchte der neuen Welt durch fol-gende Thiere, nämlich durch das Llama, die Vicun-

na, das Alpaca, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Und wenn diese amerikanischen Thierarten, wie bei mehreren ähnlichen Fällen, den unsrigen auch nicht an Größe und Kraft gleich kommen, so sind sie ihnen doch in Ansehung der Form, der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erstere verdient aber hier gerade eine genauere Anzeige, da es in Peru fast das einzige Lastthier ist, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberstangen an die Absatz- und Verführungsorte gebracht werden. — Das eigentliche Llama, von den Spaniern das Landschaaf genannt, ist unter den Kameelen der neuen Welt eins der stärksten. Der Höhe nach kommt es einem Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben; hat einen stolzen festen Gang, sein schwarzes schönes Auge ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es giebt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llamas. — Auf den hohen Andes des südlichsten Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llamas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llama wahre Verehrung. — Ehe sie anfangen, sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern

aufnehmen. Innerhalb des eingeschloßnen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle ein.

Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thieres gefallen, und da das Llama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren. — Ohne zu galloppiren noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. — Das Llama trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und wird zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt. Hat man es überladen, sucht man es zu übertreiben, oder wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers, es weiter zu treiben, sind sodann durchaus vergeblich; es bleibt liegen und stirbt. — Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich dann nieder um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beim Niederlegen knieen sie, und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper diese gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor. — Das Llama geht 6 Monate trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. Die alten Thiere werden von

den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaafsfleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz großen Decken u. dgl. — Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unsern Zeiten. — Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtiget den Leser, hier eine genauere Nachricht von der Vicunna zu erwarten. — Die Vicunna ist kleiner und schmächtiger als das Llama; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart. So ähnlich dieses Thier auch dem Llama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgipfel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie fliehet den Menschen, wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle. — Da diese Thierart aber eben so furchtsam als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaften von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deßhalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken in der Höhe des Halses des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die

Vicunnen vermittelst einiger dazu abgerichteten Hunde zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das Uebersetzen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. — Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenhäute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf die Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren. — Diese Jagd schlägt zu Zeiten, wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den verjagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die erste Sorte dieser Wolle liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthlr. kostet. Den gesammten Werth aller Vigogne-

Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili. Molina hölt das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen. Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Pyrenäen wären vielleicht das Gebiet, worauf die Vicunna gedeihen würde. — Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geyer, lockt die Raubsucht in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse, in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schafen, welche an den Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen war, ließ er es fallen, fing es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlor. — Der Condor ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Pariser Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabei gutmüthig, und fällt nie Menschen an. — Ulloa behauptet, man zähme sie in Peru

auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften und Kräutern, die stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über dieses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bei diesem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geschlagen wird.

3) Tivoli.

Nach fünf Stunden Pläne wird Rom gegen Nordost von einem Strich Gebirge eingefaßt, die fernerhin immer weiter fortsteigen, stolz sich gen Himmel wölben, und Söhne vom Vater Appenin sind. Südwärts, in minderer Entfernung, umgränzen es ein halb Dutzend hoher ausgebrannter Vulkane. So liegt sie da, die Königin der Welt, auf ihren sieben Hügeln an den Ufern des Tyberstroms, vier Stunden vom Meer ab.

An der östlichen Seite der Gebirge tritt mitten auf der ersten Anhöhe Tivoli hervor. Alles Wasser, was sich weit und breit in den Gipfeln des Apennins dahinter sammelt, wird zum Fluß Teverone,

strömt wild durch ein enges Thal daher, und stürzt sich jetzt gleich an der Stadt, in die Tiefe von ein Paar hundert Palmen; die andern Bäche, die vor dem Hauptsturze noch, durch dieselbe zum Gebrauch einiger Mühlen abgeleitet werden, machen hernach verschiedene andre kleinere Fälle. In den Zeiten, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, war der Sturz in der Ebene beim ersten Anfang der Höhe, wie man deutlich aus den Felsen von Tartan sieht, welchen der Fluß reichlich mit sich führt, und die davon zurückgeblieben sind. Nach und nach aber hat dieser sich ein schmales Thal durchgeschlagen, das jetzt eine halbe Stunde lang in einem Schlangenkreis sich ins Gebirg um Tivoli herumwindet. Der reine Himmel, die Kälte des Bergwassers, das bei seinen Fällen mit einem Staubregen immer die Luft erfrischt, die gesunden Quelladern in der Nähe, die mancherlei ergötzenden Aussichten in die Gebirge und weiten Ebenen von Rom, bis ans Meer hin, lockten die ehemaligen Beherrscher der Welt so stark an, daß noch jetzt alles in der Runde voll von den Ruinen ihrer Landhäuser ist.

Niemand hat das Tibur mehr besungen als Horaz, und seine Gedichte zeigen, wie sehr er das Erquickende und den Reiz davon gefühlt hat. Auch sind die Gegenden darum her noch der lebendigste Commentar davon; und man liest ihn hier, wie man die Sprache von einem Freunde versteht, mit dem man sein Vergnügen theilt. Die Stelle zu seinem kleinen Gut daselbst scheint so recht ausgesucht zu einem Observatorium aller Scenen, die da in der Natur vorgehen. Ein Felsen mit fruchtbarem Erdreich von hinten und an den Seiten tritt in das

lange Thal hinein; gegenüber auf einen Büchsenschuß war gerade der alte Sturz des Anio (jetzt Teverone,) die Stadt mit dem prächtigen Tempel des Herkules, und ringsum das kleine äussere Amphitheater von Gebirgen; linker Hand, in deren Schoos der Hayn des Tiburnus, und rechter Hand breitete sich, zwischen den frohen Hügeln voll schöner Landhäuser, das Thal aus, immer weiter zur Pläne mit seinen Obst- und Olivenbäumen, von den Fluthen und ihrem kühlen Duft ringsum getränkt und erquickt, und fern lag das stolze Rom und glänzten die lichten Tiefen der See.

Ganz neu überraschen hier manche Oden von Horaz, und stellen einem die alte Welt lebhafter vor die Augen. Hier steht noch ein ziemlicher Theil von der moles propinqua nubibus arduis des Mäcen; und einige Architekten, ohne diese Stelle vor sich zu haben und darauf zu deuten, behaupteten schon aus den herrlichen Resten, daß dies Gebäude an Höhe die Peterskirche müßte übertroffen haben.

Die Villa des Mäcen lag gleich vorn, auf dem ersten Abhange des Hügels von Tibur, und genoß uneingeschränkt der mehrsten Aussichten; die Vulkane von Albano mit ihren mannigfaltigen Höhen und Vertiefungen gaben hier besonders eine vorzügliche Augenweide, die Tibur selbst und verschiedene andere Villen nicht hatten.

Durch die großen Untergewölbe des Palastes gieng die via Valeria; und die zwei ungeheuren Wände von dreifachen Arcaden doppelt über einander, die noch davon stehen, machen einen Anblick von ehemaliger Pracht und Würde, Majestät und

Ruhe, so fremd und sonderlich, daß sich selten ein Franzos darein findet.

Im Hofe liegt das Gebäude, bis an die Hälfte der obern Bogen, jetzt mit der Erde von einem Weinberge verschüttet, dessen Reben den ganzen Raum einnehmen, und auf die Ruinen selbst oben hingezogen sind, und das braune schwärzlichte Alterthum mit einem jungen freudigen Dach ausschmücken. Die Gewölbe sind überall mit tausend Gesträuchen und Kräutern und Moos bewachsen; und unten schießt und braust das Wasser durch einen Kanal, wie ein Pfeil, auf eine Mühle, und stürzt über die grüne Felsenwand hinab in die Tiefe.

Den anziehendsten Reiz geben Tivoli die Wasserfälle. Der Hauptsturz des Teverone ist, sobald er hinten aus den Bergen herab vor die Stadt kommt, bei dem Tempel der Sybille, welcher durch die Landschaften von Claudius von Lothringen, von Poussin, Vernet und Dieterich so berühmt geworden ist.

Dieser kleine, runde, korinthische Tempel, ein gar schöner Rest des Alterthums, wird von den Antiquaren für einen Tempel der Vesta gehalten, weil Serlio und Palladio ihn dafür halten, hauptsächlich wegen seiner Rundung. Aber auch andere Göttinnen hatten runde Tempel, und warum soll gerade der Tempel der Sybille eckigt seyn? Und zu welcher Tagesfrist haben alle Einwohner von Tivoli auf Einmal den Einfall bekommen, ihren Tempel der Vesta einen Sybillentempel zu nennen? Und die Stelle des Varro beim Lactanz ist wohl klar genug: „die zehnte Sybille ist Albunea, quae Tiburi colitur ut Dea *juxta ripas Anienis.*“ Von den

fünfzehn Travertinsäulen, die sein Inneres, in der schönsten Weite von einander, umgaben, stehen jetzt noch zehn aufrecht mit ihrem Gebälk; und von dem Inwendigen eben so zwei Drittel, mit einer Thür und einem Fenster. Der Thür gegenüber ist noch der Bogen von einer weiten Nische, worin sonder Zweifel das Bild der Sybille stand, da man in den alten Zeiten der Vesta keines aufstellte.

Wenige Schritte davon stürzt sich der Teverone in die Tiefe, und schäumt und braust unten in Klüften, die er sich nach und nach in Jahrhunderten durch die Felsen geschlagen hat, wo man ihn eine Strecke von oben gar nicht mehr sieht. Wenn man aber auf der Seite hinunter springt und klettert: so genießt man das wunderbarste Schauspiel. Er kömmt aus einer ungeheuern, vielfach gewölbten, Alabasterartigen Grotte, neben und auf den Seiten, in einem nassen Staubdampf hervor, und tobt und wüthet, wie ein wahrer ergrimmter, junger See-Gott, der sich, wie ein Rinald von Armiden, durch alle Fesseln und Zauberbande der Erde nach seinen Brüdern fortreißt, und wieder in den Stürmen des Oceans, die Schiffe mit ihren kleinen Menschen an die Gestirne schleudern will. Rundum sind alle Wände mit großen Wasserpflanzen und Gesträuch bewachsen; und sobald er hervor ist, stürzt sich oben aus einer Höhe von hundert Fuß, eine Fluth durch einen andern Gang, ihm nach, und es ist eine solche Heftigkeit, und ein so frisches, klares Leben um einen, daß man vor Jubel außer sich selbst kömmt

Doch übertrifft diesen Hauptsturz des Teverone am Mahlerischen, bei weitem, eine Viertelstunde davon, die sogenannte große Cascatella, welche von

einem starken Bach entsteht, der oben durch die Stadt aus dem Fluß vor dem Fall nach verschiedenen Mühlen geleitet wird. Sie ist das Reizendste dieser Art, was ich je gesehen habe, und das Süßeste von dem ganzen romantischen Thale, das von dem Hauptsturz an, um Tivoli herum, zwischen die Gebirge wollüstig sich einsenkt. Ein grünes Doppelthea-ter über einander, von bemoosten Felsen, in dessen Mitte hervortretend, mit Teppichen von breitblätte-rigen saftigen Pflanzen belegt, von schlanken Eschen und Pappeln eingefaßt, und von Epheuwänden und tausenderlei niederm Gesträuch umlagert, wie von einer allmächtigen Fee hingezaubert, worauf das Wasser in mancherlei Fällen aus den Höhen herun-terschäumt, und in zarten Perlenkräuselungen in die Tiefen schwebt und stürzt, aufbraust, und in einem frischen Wirbelwind von Staub herum fliegt, in glänzender Beleuchtung, die alles in reizender Pracht zusammenhält, macht ein lebhaftes Bild von fri-scher jugendlicher Schönheit in die Seele.

Die rechte Beleuchtung thut dabei sehr viel, und vollendet den Zauber. Es ist als ob aller Schmuck und Reiz von dem Leben weg wäre, und die Schönheit selbst zerfiele, wenn die Strahlen der Sonne das Ganze nicht mehr zusammenhalten. Das beste Licht ist gerade im vollen Mittage; — so wie jede Gegend ihre eigene Zeit hat, wo sie am höch-sten das ist, was sie ist; — am Morgen und Abend ist alles vereinzelt.

Nach dieser großen Cascatella folgen alsdann weiter durch das Thal verschiedene kleinere, so wie oben die Pulver- Oel- und Kornmühlen folgen; die aus der Villa des Mäcen macht einen prächtigen Beschluß.

Schade, daß die Maler ihren Abbildungen davon weder den Ton des lieblichen Rauschens, noch die Bewegung, das schnelle, immer neu lebendige Herniederwallen geben können; und daß es so schwer ist, Wasser und Schaum im Fall mit Farben darzustellen, und so leicht ein Mahlfall daraus wird. Wer bloß Zeichnungen abnimmt, und den Zauber der Farben in verschiedenen Lichttönen von Luft und Ferne, und Baum und Wasser, Pflanzen, Moos und Felsen durch die alles überwindende Liebe oft an Ort und Stelle nicht von der Natur selbst in glücklichen Schäferstunden erlauert und erzwingt, wird nie das hohe Ziel erreichen; er kann seine Kunst nicht vergessen machen und vollkommen täuschen!

4) Künstlerwanderung von Tyrol nach Mantua.

Auf der Höhe des Brenners, gleich da, wo das Gebirg nach der Italiänischen Seite hin abhängig wird, entspringt, nur wenige Schritte von der Straße, die Eißach aus warmer Quelle. Ein kleines, rinnendes Bächlein, welches sich mehr durch den aufsteigenden Dampf als durch die Menge seines Wassers bemerklich macht. Abgekühlt erhält sie schnell Zufluß, vergrößert sich immer mehr, springt, gaukelt und stürzt, in schäumenden Wellen von Stein zu Stein; wie ein heller Krystall gleitet sie über bunte Kiesel und wäscht die Wurzeln der Erlen, welche hier häufig wachsen. Bald murmelt sie sanft, bald stürmt sie gedrängt, mit brausendem Toben, durch tiefe Schlünde.

Man könnte behaupten, daß die Aussichten im Tyrol, an der nördlichen sowohl als an der südlichen

Seite der Gebirge, weniger Großheit, einen nicht ganz so edlen Styl haben, als die in der Schweiz, wohl aber mehr sonderbares, ja manchmal etwas so überraschend eigenthümliches, daß man sie, in der Kunstsprache, Capricen der Natur nennen möchte.

Ueber Brixen fängt die Gegend an, etwas milder zu werden; schon gedeihen Kastanien- und Nußbäume, allmählig zeigen sich auch Weinstöcke. Weiter hinab, unter Deutschen, gewinnt alles einen mahlerischen Charakter; der Fluß hat sich hier zwischen mächtigen Granitfelsen sein Bette gewühlt und daneben nur noch Raum für die Straße übrig gelassen, jenseits den Berg hinauf sind Terrassen über Terrassen angelegt und mit sorgfältig gepflegten Reben bepflanzt. Darüber liegen, auf heitern Höhen, friedliche Wohnungen der Winzer. Bäche ergießen sich aus den Schluchten der Felsen und bilden gleichsam natürliche Abtheilungen der Besitzthümer. Bald öffnet sich das Thal, oder vielmehr ein anderes läuft quer vorbei, und da, wo beide zusammenstoßen, liegt die Stadt Bozen, angenehm umgeben, doch ihr Inneres schmuzig, enge, feucht und daher wenig erfreulich. Dagegen scheint sie lebhaft, gewerbreich und hat einen ziemlichen Umfang.

Unsere Sprache hat sich auf der nach Italien zu abhängigen Seite des Tyrols beträchtlich weit ausgedehnt und verliert sich nicht eher als bis gegen Trient hin. Dieses ist um deßwillen bemerkenswerth, weil im Gegentheil in der Schweiz und Graubünden, sowohl am Gothard, als auf dem Splügen, sich die Sprachen gleich auf der Höhe der Gebirge scheiden. Die Ursache hievon mag wohl blos darin liegen, weil die Päße durchs Tyrol bequemer sind

und den alten Andrang der Deutschen nach Italien mehr begünstigten. Hauptsächlich mogen die großen Expeditionen der Kaiser an diesem Uebergreifen Ursache gewesen seyn.

Trient selbst liegt in einer fruchtbaren, geräumigen Ebene, mit hohen Bergen umgeben, die gut angebaut und auf den Gipfeln mit Wald bekrönt sind, aus dem Schoos ihrer Felsen stürzen sich hohe Bäche prächtig in die Gründe nieder. Die Stadt selbst ist beträchtlich groß, wohlbevölkert, nahrhaft. Sie hat nach Art alter Städte enge Straßen und sieht düster aus.

Vor der Domkirche ist eine große Fontaine, mit ziemlich mittelmäßigen Bildhauerarbeiten; hingegen finden die Liebhaber der Kunst auf dem Hauptplatz und in der Nähe desselben, ein Paar auswendig bemahlte Häuser, welche bemerkt zu werden verdienen. Die Manier ist anmuthig; in der Farbe sowohl als in den Umrissen herrscht viel heiteres und gefälliges, etwas von dem sanften und fließenden Style des Correggio. Von den Gemählden in der Domkirche sind verschiedene nicht ohne Verdienst, das beste hängt auf dem ersten Altar, linker Hand, am Haupteingange.

Unter allen tyrolischen Gegenden, vom Brenner herunter, vereinigt die unter Trient die meisten Schönheiten; sie erhält besonders an einer Stelle einen wahrhaft erhabenen Charakter. Da strömt in ruhigem Lauf die Etsch durch das Thal, jenseits erhebt sich das Gebirg, und dreifach liegen Dörfer stufenweiß übereinander an seinem fruchtbaren Abhange. Noch höher hinauf sind grünende Weiden

und endlich eine Krone von Wald, aus welcher nackende Felsgipfel hervorragen, von Wolken umflossen.

Ist man Roveredo vorbei, so nimmt der Reiz der Ansichten sehr ab, gegen das veronesische Gebiet hin bekommen sie sogar ein ziemlich wüstes Ansehen. bei la Chiusa wird alles wild und schauerlich. Der Fluß rauscht unten in der Kluft, die er sich selbst gebrochen zu haben scheint. An der Felswand her schmiegt sich die enge Straße, mit Mauern gegen den Abgrund gesichert; weiterhin liegt die Festung, welche den Paß sperren kann, in den Felsen eingehauen, überhangen von demselben. Salvator Rosa hat kaum jemals in seinen Bildern etwas so wildes, romantisch wunderbares und schauerliches dargestellt, als die Natur hier in der Wirklichkeit, und was den Eindruck noch mehr vermehrt, ja gleichsam der Erinnerung unverwüstlich einprägt, ist der Contrast, zu welchem man nun plözlich übergeht. Denn kaum hat man diesen Felsschlund verlassen, so entfalten sich, auf dem kurzen Wege nach Verona, alle Reize, mit denen Italien geschmückt ist. Klöster und prächtige Kirchen, Dörfer, Meyerhöfe und zierliche Landhäuser, Auen voll weidendes Viehes. Die wohlbestellten Aecker sind mit Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzt, Reben umschlingen sie, und jeder ist mit dem andern durch Traubengehänge verbunden.

Zwischen Verona und Mantua sind Fruchtbarkeit und Feldbau ohngefähr eben dieselben, wie auf dem Strich von la Chiusa bis nach Verona, nur ist die Gegend überhaupt hier flächer und offener, man befindet sich wirklich schon in der lombardischen Ebene. Näher bei Mantua scheint auch die Vege-

tation etwas üppiger zu werden, so wie der Grund allmählig feuchter wird. Der Weg führt durch verschiedene schöne Dörfer und an einigen allerliebst angelegten Landhäusern vorüber, von denen sich zwar nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt, ob sie nach der Angabe des Palladio aufgeführt sind; aber so viel ist wenigstens gewiß, daß der Geschmack derselben, der Sinn, in welchem sie gedacht sind, von den musterhaften Gebäuden dieser Art hergenommen ist, mit denen dieser Künstler die Gegend um Vinzenza schmückte. Ihm, und den Bemühungen seiner Schüler, hat man es allein zuzuschreiben, daß Oberitalien in diesem Fache der Baukunst unstreitig die besten neuern Muster besitzt.

Die Situation von Mantua, mitten in einem sumpfigen See, ist so bekannt als sonderbar. Aehnliche Umstände wie diejenigen, welche zur Gründung von Venedig Anlaß gegeben, mögen früher auch die Entstehung von Mantua bewirkt haben. Menschen, die gegen feindlichen Ueberfall Schutz suchten, bauten sich hier an und fanden in der Lage des Orts Sicherheit. So entstand nach und nach eine Stadt, an welche sich die umliegende Gegend, entweder freiwillig, oder überwältigt anschloß, und einen Staat bildete, der endlich wieder durch Zufälle Theil eines größern werden konnte. Dieses ist das allgemeine einer Geschichte von Mantua, welches sich, als von der Nothwendigkeit bedingt, gleich beim ersten Blick auf diese Stadt, dem Geiste darstellt. Die Aussicht auf dieselbe gewährt zwar keine besonders mahlerische Wirkung, indessen liegt sie doch, prächtig und mit imposanter Größe, da auf ihrem Wasserspiegel.

Reizender ist hingegen die Aussicht aus der Stadt nach den Gebirgen hin, zumal in den heitern Abendstunden, von der Brücke St. Giorgio, wenn die sinkende Sonne den Schmuck tausend herrlicher Farben verbreitet. Aus der baumreichen Ebene heben sich Hügel empor, hinter ihnen größere Hügel, Berge und Alpen, endlich die hohen, himmelanstrebenden Eismassen, in unabsehbarer Reihe nach Osten und Westen, unendlich mannigfaltig nüancirt, ein prächtiges, wundervolles, erhebendes Schauspiel.

5) Der Fang der Wallrosse und Wallfische im nördlichen Ozean.

Die arktischen Gewässer nähren bekanntlich die großen schwimmenden Säugthiere: Wallfische, Narwal, Pottfische, Wallrosse, Delphine u. a. m., auf deren Fang mehrere europäische Nationen Schiffe ausschicken. Hier im äußersten Norden werden auch die zahllosen Schaaren von Stockfischen, Heringen und andern kleinern Fischarten erzeugt, die ganzen Ländern zur Nahrung dienen, und deren Fang mehr als eine Nation bereichert hat. So vortheilhaft aber die Fischerei auf diesen Meeren ist, so viele Beschwerlichkeiten und Gefahren sind auch mit derselben verknüpft, da die Menschen hier nicht nur mit der Stärke und List der Thiere, auf deren Fang sie ausgehen, sondern auch mit den Schrecknissen des rauhesten Himmelsstrichs, und mit ungeheuren Eismassen zu kämpfen haben. Da die großen Seethiere im weißen Meere nur selten angetroffen werden, und die Küsten des nördlichen Ozeans, wegen der Unwirthbarkeit dieser öden Gegenden, fast gänz-

lich menschenleer sind; so betreiben die Einwohner der Stadthalterschaften Archangel und Olenez ihren Fang vorzüglich auf Spitzbergen und Nowaja Semlia; diese Inseln verdienen daher, als der vorzüglichste Schauplatz der nördlichen Fischerei, eine kurze Karakteristik, die zugleich die folgenden Nachrichten verständlicher machen wird.

Beide Inseln sind völlig unbewohnt. Wenn auch der Zufall jemals einige Unglückliche nach diesen Eilanden verschlug, so wurden sie wahrscheinlich durch die Härte des Klima's, gegen welches sie sich nicht zu schützen wußten, bald aufgerieben. Einige holländische und englische Seefahrer, die in den ersten Zeiten der Schifffahrt auf dem nördlichen Weltmeere, auf diesen Inseln überwinterten, kamen größtentheils um, oder standen wenigstens sehr viel Elend aus. Doch ist der Aufenthalt daselbst nur denjenigen Seeleuten gefährlich, welche an weit gelinderes Klima gewöhnt sind, und nicht durch Kleidung, Nahrung und Bewegung dem Scharbock zu widerstehen wissen, der durch das träge eingeschloßne Leben in langen Wintern so leicht erzeugt wird. Die russischen Seefahrer von Archangel und Mesen, welche jährlich sowohl Nowaja Semlia, als Spitzbergen besuchen, wissen dem rauhen Himmelsstriche besser trotz zu bieten. Man hat unter ihnen häufig Beispiele eines sehr langen Aufenthaltes in den Polarländern; ein Seemann aus Mesen, Fedor Rachmannin, überwinterte sechs und zwanzig mal auf Nowaja Semlia, welches er auch zwei mal bloß im Sommer besuchte, lebte sechs Winter auf Spitzbergen, und befuhr fünf Jahre hindurch aus dem Jenisei die sibirischen Küsten. — Die strenge Kälte, welche hier den größten Theil

des Jahres herrscht, ist bei Nordwinden am empfindlichsten; Süd- und Westwinde bringen Schnee und Regen. Ungefähr drei Monate hindurch währt auf Spitzbergen und auf dem nördlichen Nowaja Semlia eine ununterbrochene Nacht. Den Holländern, welche im Jahre 1596 auf der Nordostküste dieser Insel überwinterten, wurde die Sonne den 3ten November unsichtbar, und erschien ihnen wieder den 24sten Januar, nachdem sie schon seit mehr als vierzehn Tagen eine Art von Dämmerung gehabt hatten. Diese lange Nacht wird jedoch durch das Nordlicht erhellet, welches nur in den Polargegenden in seiner ganzen Pracht erscheint. Während der Dunkelheit wüthen bisweilen acht und mehrere Tage hindurch fürchterliche von Schnee begleitete Orkane mit solcher Heftigkeit, daß die dort überwinternden Jäger sich nicht von ihren Hütten entfernen dürfen, aus Furcht, sie nicht wieder zu finden. In dieser finstern Polarnacht berechnen die russischen Seeleute die Tage nach dem Brennen der Lampen, die sie alle vier und zwanzig Stunden aufs neue mit Thran füllen.

Die vorzüglichsten Gegenstände der Seejagd um Spitzbergen und Nowaja Semlia sind die Wallfische und Wallrosse; denn obgleich das Eismeer noch eine Menge anderer Seethiere nährt, die der menschlichen Industrie nützlich werden könnten; so scheint man sich doch wenig um sie zu bekümmern, oder ihren Fang nur gelegentlich als eine Nebenbeschäftigung zu betreiben. Jedes Jahr geht aus Archangel ein Schiff zum Ueberwintern nach Spitzbergen, und wenigstens eins, oft auch mehrere, nach Nowaja Semlia. Die Bewohner von Mesen, welche die

theure Ausrüstung eines Schiffs zur Winterreise nicht so gut tragen können, als die archangelschen Kaufleute, befahren nur im Sommer die Küsten dieser Länder.

Wallfische finden sich nicht allein in den höhern Regionen des Eismeeres, sondern sie treten auch in beträchtlicher Anzahl in den Meerbusen von Kola; aber diese nützlichen Seethiere, deren Produkte so gesucht sind, daß die Franzosen und Holländer deßhalb ganze Flotten in das Nordmeer ausschicken, entgehen noch immer der Aufmerksamkeit der russischen Küstenbewohner. — Die Leute, welche auf den Wallroßfang ausgehen, werden dazu von einem Herrn, oder Rheder, gemiethet, der sie nicht nur mit den nöthigen Fahrzeugen, Geräthschaften und Lebensmitteln ausrüstet, sondern ihnen auch entweder einen Theil am Fange, oder einen verabredeten Lohn zugesteht. Dieser letztere beträgt jedoch selten mehr als fünf bis zehn Rubel für einen Sommer; ein unbedeutender Preis, wenn man die Mühseligkeiten und Gefahren bedenkt, die mit diesem Gewerbe verknüpft sind. Mit Proviant versehen sich die Wallroßfänger gewöhnlich auf ein Jahr, weil sie oft auf ihren Fahrten zu überwintern gezwungen sind. Jedes Fahrzeug hat einen Ofen zum Brodbacken und Kochen, wozu man das nöthige Holz mit sich nimmt. Die Zeit der Abfahrt ist unbestimmt; einige gehen zu Anfange des Sommers, wenn das weiße Meer vom Eise frei wird, andere erst im Herbste in die See, vorzüglich, wenn sie auf der Fahrt überwintern wollen. Die größte Gefahr, der sie auf dem Meere ausgesetzt sind, ist die, wenn sie von den umhertreibenden Eismassen eingeschlossen werden; in diesem

Falle zerbricht das Eis durch seinen Druck die Seiten des Fahrzeuges, und die Wallroßfänger haben alsdann nur die schreckliche Wahl, entweder auf der Stelle in den Wellen begraben zu werden, oder sich auf den Eisschollen umhertreiben zu lassen, bis Frost und Hunger ihrem Leiden ein Ende machen. Indessen ist es doch zuweilen wiewohl sehr selten, der Fall, daß solche Verunglückte auf ihren Eisschollen lebendig ans Land gebracht werden. Sobald die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, führen sie ihre Fahrzeuge in sichere Ankerplätze, wo sie gewöhnlich schon kleine Hütten vorfinden, die frühere Seefahrer hier erbaut haben, und alsdann gehen sie in den kleinen Böten, deren jedes Fahrzeug eins oder zwei mit sich führt, auf den Fang aus. Dieß geschieht gemeiniglich an dem ersten schönen Tage, weil alsdann die Wallrosse gern auf dem Lande oder Eise auszuruhen pflegen; doch auch außer dem sind sie zuweilen genöthigt, ihr eigentliches Element auf eine Zeit lang zu verlassen, nehmlich um ihre Jungen zu werfen, oder auch um sich vor den Bissen der Seewanzen zu retten, von welchen die Wallrosse im Sommer überaus gequält werden, und denen sie nur dadurch entgehen, daß sie in ein Element flüchten, welches diesen Insekten das Leben raubt. Alle diese Ursachen zusammen genommen versammeln oft auf den Klippen oder Eisschollen große Haufen von Wallrossen. Wenn die Fänger ein solches Lager entdecken, müssen sie die Vorsicht brauchen, sich demselben gegen den Wind zu nähern, weil diese Thiere einen so feinen Geruch haben, daß sie die Annäherung der Menschen mit dem Winde schon in großer Entfernung bemerken,

und sich alsdann sogleich ins Wasser begeben, dahingegen sie im entgegengesetzten Falle ungestört liegen bleiben, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen. Außerdem haben die Wallroßfänger hiebei den Vortheil, daß sie am ehesten die Orte entdecken, wo sich ihre Beute gelagert hat, weil diese fetten Thiere, besonders im Sommer, weit umher einen widerlichen Geruch verbreiten. Wenn die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie sogleich aus ihren Karpassen oder Böten, schneiden den Wallrossen, bloß mit ihren Picken bewaffnet, den Weg nach dem Wasser ab, und erstechen dann diejenigen Thiere, welche sich zuerst ins Meer retten wollen. Da die Wallrosse die Gewohnheit haben, über einander wegzukriechen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den lebenden vollends den Weg versperrt, und alsdann fahren die Fänger mit dem Morden so lange fort, bis sie alle getödtet haben. Zuweilen wird bei einem einzigen Lager eine solche Menge angehäuft, daß die Fahrzeuge nur die Köpfe oder Zähne fassen können, und daß man sich gezwungen sieht, das Fett und die Häute zurückzulassen.

So leicht es aber den Fängern wird, die Wallrosse auf dem Lande zu besiegen, so gefährlich ist der Kampf mit diesen Thieren, wenn sie sich in ihrem Elemente befinden. Man darf sich nur erinnern, daß die Wallrosse gewöhnlich die Größe eines guten Ochsen haben, und daß sie außer ihren scharfen Zähnen noch mit zwei langen starken Hauern versehen sind, um das Wagstück zu beurtheilen, welches mit einem Seetreffen dieser Art verbunden ist. Wenn sich nämlich die Wallrosse ins Wasser retten, ehe sie

gänzlich getödtet sind, so springen die Fänger aufs Eis, und fallen das Thier mit Harpunen an, die sie ihm in die Brust oder in die Weichen zu werfen suchen, und welche an einem langen Riemen befestiget sind. Hierauf treiben sie einen Pfahl in das Eis, winden das andere Ende des langen Harpunenriemens darum, und werden nun mit der Eisscholle, auf welcher sie stehen, von dem Wallrosse auf dem Meere so lange fortgezogen, bis das Thier seine Kräfte verliert, worauf sie es mit dem Riemen auf das Eis ziehen, um es vollends zu tödten. Wenn aber die Wallrosse so nahe am Wasser liegen, daß sie hineinspringen können, ehe der Angriff geschieht; so befestigen die Fänger den Riemen, wenn sie die Harpune ausgeworfen haben, nur an die vordere Spitze ihres Boots, welche alsdann von dem Thiere so tief ins Wasser gezogen wird, daß die Fänger sich sämmtlich nach dem Hintertheile begeben müssen. Nachdem das Wallroß vergeblich versucht hat, sich von dem Riemen loßzureißen, steigt es auf die Oberfläche des Wassers herauf, und beginnt einen wüthenden Kampf mit seinen Verfolgern. In diesem Falle gelingt es ihm nicht selten, das Boot mit seinen Hauern zu zersplittern, oder es wirft sich plötzlich und mit einem abgemessenen Sprunge mitten in das Fahrzeug. Dann bleibt den darin befindlichen Leuten nichts übrig, als selbst herauszuspringen, und sich so lange an den Bord des Boots zu hängen, bis andere Wallroßfahrer ihnen in ihrer verzweifelten Lage zu Hülfe kommen können. — Um die Gefahr dieser Unglücksfälle zu vermindern, nehmen die Fänger nicht nur im Voraus alle nöthigen Maaßregeln, sondern es ist auch durch Einrichtungen

und Gesetze genau bestimmt, was jeder von ihnen auf der Fahrt und beim Fange zu beobachten habe. Eine solche Gesellschaft besteht gewöhnlich aus einem Herrn oder Rheder, zwei Harpunirern, zwei Tonnenleuten, einem Steuermann und einigen Ruderern, von denen jeder seine angewiesene Pflicht hat.

Obgleich die Wallrosse von den kurilischen Inseln längs der ganzen russischen Küste des nördlichen Weltmeers bis nach Norwegen, Island und Grönland hin verbreitet sind, so ist dies Gewerbe doch um Nowaja Semlia und Spitzbergen am einträglichsten; daher die Wallroßfänger sich auch am liebsten dahin begeben. Viele überwintern auf diesen unwirthbaren Inseln, um mit desto reicherer Beute zurück zu kehren, weil sie alsdann auf die weißen Bären, Rennthiere und Eisfüchse Jagd machen können. In diesem Falle bauen sie sich für den Winter kleine Hütten, welche zuweilen so mit Schnee überdeckt werden, daß niemand aus denselben herausgehen kann. Da auf den genannten Inseln gar kein Holz wächst, so würden die Wallroßfänger vor Kälte umkommen müssen, wenn das Meer nicht eine Menge Treibholz ans Ufer würfe, worunter sich auch zuweilen Balken finden, die zum Häuserbau tüchtig sind. Der Thran, welcher aus dem Wallroßspeck gewonnen wird, dient sowohl zum Seifensieden, als zur Bereitung des Leders und zum Lampenfeuer; außerdem machen verschiedene Künstler und Handwerker noch mannigfaltigen Gebrauch davon. — Die Wallroßhäute werden, so wie sie aus der See gebracht sind, unter freiem Himmel auf Stangen aufgehängt, bis sie steif werden, da man sie alsdann zu weiterm Gebrauch zubereitet. Man macht

daraus Riemen zu Wagen, Pferdegeschirren und dergleichen; aus den Abschnitzeln wird ein sehr guter Leim für die Papierfabriken verfertigt. Eine Wallroßhaut kostet gewohnlich drei, vier und mehrere Rubel. — Die Wallroßzähne werden theils nach St. Petersburg und Moskwa verführt, theils auch in Archangel und den dortigen Gegenden verarbeitet. Man verfertigt daselbst aus diesen Zähnen allerlei niedliches Schnitzwerk Kästchen, Messerstiele, Kartenmarken, Schachfiguren u. dgl., die nach der Sauberkeit der Arbeit und der Weiße des Zahns mehr oder weniger im Preise stehen. Die Dichtigkeit dieser Zähne macht sie so schwer, daß zuweilen fünf der größten Hauer über ein Pud wiegen; sie sind so weiß wie Elfenbein, vor welchem sie noch den Vorzug haben, daß sie fester sind, und im Gebrauche nicht so bald gelb werden. Ein Pud der größten Wallroßzähne gilt zur Stelle zwanzig bis dreißig Rubel.

Zu eben dieser Klasse gehört in mehr als einer Hinsicht der Wallfisch. An den Küsten von Kamtschatka ist dieses große Seethier so häufig, daß man es beim Ablaufen des Wassers oft schlafend am Meerufer gewahr wird, und daß es die Fische bis in die Häfen verfolgt. Nicht selten werden hier die Wallfische auch todt ans Land geworfen, welches die Kamtschadalen für einen sehr glücklichen Zufall halten, da der Fang derselben mit großer Gefahr und vielen Beschwerlichkeiten verknüpft ist. An der südlichsten Spitze von Kamtschatka fahren die Einwohner mit Baidaren oder kleinen Kähnen in das Meer, suchen die schlafenden Wallfische auf, die sie mit vergifteten Pfeilen verwunden, und überlassen es ihrem

guten Glück, ob das Thier, hierdurch getödtet und an ihre Ufer geworfen wird. In den nördlichen Gegenden dieser Halbinsel fängt man die Wallfische in großen Netzen, die aus dicken gehärteten Riemen von Wallroßhäuten gemacht, und gegen die Mündung der Meerbusen mit schweren Steinen ins Wasser gesenkt werden. Wenn das Thier sich hierein verwickelt, so kostet ihm das Bestreben, sich loszureißen, gewöhnlich das Leben, und alsdann wird es von den Fängern unter vielen religiösen und abentheuerlichen Zeremonien nach dem Ufer bogsirt und geschlachtet. Unter allen Volkerschaften dieser Gegenden aber, läßt sich keine den Wallfischfang so angelegen seyn, als die Tschuktschen und die Art ihres Fanges kommt der europäischen am nächsten. Sie rudern nämlich in sehr großen Baidaren, acht bis zehn Mann stark, in die See; wenn sie einen Wallfisch treffen, so nähert sich ihm eins von diesen Fahrzeugen, und der darin befindliche Jäger stößt ihm einen Spieß in den Leib, dessen eiserner oder hölzerner Haken sitzen bleibt, dagegen der Stiel herausgezogen wird. An dem Haken ist ein Riemen befestigt, dessen Länge mehrere hundert Klafter beträgt, und welcher aufgewickelt in dem Kahne liegt. Diesen Riemen hält der Jäger fest, und folgt, vermittelst desselben, den gewaltsamsten Bewegungen des tobenden Thieres; geht es in die Tiefe, so läßt er den Riemen nach; kommt es empor, so zieht er denselben wieder an sich, wobei eine an den Riemen befestigte Blase das Merkzeichen ist, woran er erkennt, wohin sich der Wallfisch begiebt. Sobald der Wallfisch zum erstenmale wieder aufsteigt, fällt ihn der zweite Kahn auf eben die Weise an, und dieß

wird von mehreren Fahrzeugen so lange wiederholt, bis sie sich insgesamt an ihn befestigt und ihn hinlänglich abgemattet haben. Alsdann beginnen sie plötzlich ein großes Geschrei, wodurch das wüthende Thier so irre gemacht wird, daß es gegen das Land zueilt, und sich selbst mit der größten Gewalt auf das Ufer stößt, wo es dann sehr leicht vollends getödtet wird. Auf den mehresten Inseln des russischen Archivels ist eben diese Art des Fanges gebräuchlich. Die Tschuktschen verlassen sich hiebei so sehr auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, daß sie von den todt ausgeworfenen Wallfischen nur das Fett benutzen. — Der Gebrauch, den die Anwohner des östlichen Weltmeeres von den Produkten dieses Fanges machen, ist sonderbar und mannigfaltig. Das Fleisch des Wallfisches, so hart und grob es ist, läßt sich nicht lange halten; es wird daher entweder sogleich aufgezehrt, oder in der Luft getrocknet. Die Haut wird von dem Speck abgesondert, geschabt, geräuchert, und, um sie geschmeidig zu machen, geschlagen; man verarbeitet sie zu Riemen und Schuhsohlen, die von solcher Stärke sind, daß sie sich zu keiner Zeit abnutzen oder unbrauchbar werden. Das Fett wird in Gruben, die mit heißen Steinen angefüllt sind, von dem Thrane gereinigt, und giebt alsdann einen wohlschmeckenden Speck. Den Thran, der sowohl zum Schmelzen, als zum Brennen in den Lampen dient, füllt man in die gereinigten Gedärme, die statt der Tonnen oder Fässer gebraucht werden, und in denen man überhaupt flüssige Sachen aufbewahrt. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Baidaren zusammen, oder sie machen Fischernetze, Fuchsfallen und Wassereimer

daraus. Aus den Knochen der Unterkiefer verfertigen sie Schlittenläufer, Messerhefte und Ringe zu ihrem Hundegeschirre. Die Sehnen dienen zu Bindfaden, und die Rückenwirbel werden als Stampfmörser gebraucht.

6) Aussicht von dem Dorfe Richterswyl auf den Zürcher See.

Das Dorf Richterswyl liegt da, wo der Zürcher See durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten ist der nicht völlig eine Stunde breite See begränzet durch das in wilden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches, unerschöpfliches Amphitheater, das noch kein Mahler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führet hie und da auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebt sich weiterhin, in einem halben Cirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hän-

gen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer größern ineinander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen Himmel an mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater, und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben sind gepflastert, die Häuser von Steinen, und bemahlt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattigte Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise und tief seinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzet, bebaut; alle Menschenhände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig. —

Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen majestätischen Egelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruhet, an je-

dem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürcher See, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schaafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so höret man, mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer jeden Schlag der ländlichen Glocken; höret man des Nachtwächters Stimme herüberhallen, und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers; sieht, wie er in der feurigen Heerstraße fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Schöpfung? Aber hier am Zürcher See, zu Richterswyl ist alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger. —

7) Der stolze Demüthige.

Es ist kein Fehler, der uns an Andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selbst leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als eben derselbe. So giebt es auch beinahe keine Tugend, die von uns an verdienten Personen so sehr bewundert wird, und die doch unserm

Herzen schwerer ankömmt, als die Demuth. Aus diesen Ursachen verwehren sich wohlgezogene Menschen die der Welt beschwerlichen Ausbrüche des Stolzes, und ernähren ihn doch, oft unwissend, in sich; und aus eben diesen Ursachen nehmen sie die Lineamente der Demuth an, ohne ihren Geist anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns selbst nicht leugnen, daß die Demuth für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr anständiges und eine nothwendige Tugend sey; aber genug, sie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht leugnen, daß der Stolz für so fehlerhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr unanständiges und eine Mißgeburt des Herzens sey, aber genug, er schmeichelt uns, und darum mögen wir ihn so ungern aus unserm Herzen entfernen; und darum betrügen wir uns so oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernt haben. — Antenor, ein verständiger Mann, hasset den Stolz, und hält sich für demüthig. Er ist vom Stande, und nie brüstet er sich mit seiner Geburt. Es ist thöricht, sagt er, auf einen Vorzug stolz seyn, den wir uns nicht selbst gegeben haben. Soll der Adel unsrer Väter ein Vorrecht für uns werden: so müssen wir es durch Verdienste zu unserm Eigenthume machen. Er ist in seinem Betragen herablassend und gütig gegen Niedre, bescheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf stolz, daß er alles dieses ist. Man bemerke und ehre seine Herablassung nicht: so wird er verdrießlich und kaltsinnig; und wiederum wird er desto bescheidner und leutseliger, je mehr man seine Leutseligkeit bewundert. Seine Kleidung ist nichts weniger, als blendend. Das

Kleid, sagt er, ist unter allen falschen Verdiensten das lächerlichste; und da ich nicht bei Hofe lebe, so ist der beste Staat für mich Reinlichkeit. Er kleidet sich also sehr bürgerlich; und er könnte doch, seinem Vermögen nach, sich fürstlich kleiden. Er erweiset dem Verdienste im geringen Kleide eben die Achtung, als dem Verdienste im reichen. Indessen sieht er es gern, wenn man diese seine Kleiderdemuth bemerket, und er kömmt selten in das Haus, wo man ihm einst den Vorwurf gemacht, daß seine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz sey. — Antenor achtet die Titel sehr gering und verschmäht die rednerischen Lobsprüche; beides aufrichtig. Aber eben dieser Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gern anhört, der eine offenbare Schmeichelei verabscheut, ein übertriebenes Lob nie annimmt, eine sklavische Verbeugung mit Verdruß ansieht, ist doch im Herzen nach einem feinen, mit Verstande und Bescheidenheit angebrachten, Lobspruche sehr lüstern. Eine geistreiche und verdeckte Bewunderung entzückt ihn; und sein Entzücken darüber, so sehr er es zu verbergen sucht, verräth sich doch deutlich genug, wenn er dieselbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnet. Auch weiß er an Andern schon eine achtsame und ehrerbietige Miene sehr hoch zu schätzen. Ich kann, spricht er oft, diesen Mann, der mich so sehr zu verehren scheint, nicht anhören, weil weder in seinem Tone noch in seinen Mienen Verstand ist. Antenor setzt also seine Demuth darein, daß er nicht von Thoren und Gecken, nicht von Schmeichlern, bewundert seyn will. Aber bewundert will er den-

noch seyn; und ist das Demuth? Die äußerlichen beschwerlichen und zweideutigen Kennzeichen der Ehrerbietung thun ihm keine Genüge; er verlangt die feinern und zuverlässigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dieß keinen Tadel, daß er diesen Erweisungen der Hochachtung in seinem Herzen einen viel größern Werth beilegt, als ihnen gebührt; daß er sie zum letzten Ziele seiner Handlungen macht, und alles bloß in der Absicht thut, sich derselben zu versichern; daß er denjenigen, der sie ihm versagt, heimlich zu verachten anfängt, und den Umgang eines rechtschaffenen und verdienstvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur selten oder gar nicht lobet? Was also Antenorn Bescheidenheit und Demuth zu seyn scheint, das ist im Grunde wahrer Stolz; es ist nur ein feinerer Geschmack desselben. — Er kennt seine Fehler, er gesteht sie sogar; aber nur um sich heimlich das Zeugniß geben zu können, daß er besser als Andre sey; Andre aber zu reizen, daß sie desto mehr Gutes von ihm sagen oder denken sollen. Doch thun wir ihm nicht Unrecht? Ich denke nicht. Warum redt er so oft von seinen Fehlern, und warum giebt er sich gleichwohl so viel Mühe, sie den Augen der Zuschauer zu entfernen? Er ist in seinem Zimmer jähzornig, und alsdann hart gegen seine Bedienten, auch wegen eines geringen Fehlers; aber wenn er Gesellschaft hat, läßt er sich sogar durch den großten Fehler eines Bedienten nicht in Hitze bringen. — Antenor kann den Tadel vertragen. Man setze an seiner Kleidung, seinen Zimmern, an seinen Gärten dieses und jenes aus. Er hört es mit einem gelaßnen Lächeln an, und bestätiget des Andern Kritiken, wenn sie ge-

gründet sind, ob er gleich die Fehler sehr selten verbessert. — Man tadle hingegen etwas an seiner Bibliothek, und lobe alle seine Gebäude und Gärten; und Antenor wird schon stiller und ernsthafter. — Man bewundre seine Bibliothek und die treffliche Wahl der Bücher; und er ist der leutseligste Gelehrte. Man bewundre die Erziehung, die Antenor seinen Kindern giebt, nicht genug; und er wird tiefsinnig. — Seine Gemahlin ist nicht schön, auch nicht angenehm, sondern mehr das Gegentheil. Gleichwohl erscheint er selten ohne sie in Gesellschaft, und ist der gefälligste und liebreichste Ehemann gegen sie. Sie betet ihn an; und er erträgt ihre Fehler, ohne seine Liebe zu mindern. Wir müssen, sagt er, mit denen Geduld haben von denen wir ebenfalls Nachsicht verlangen. Ich liebe meine Frau nicht des Verstandes, sondern der Tugend wegen. Ja, Antenor, auch vielleicht deßwegen, weil sie deine Anbeterin vor den Augen der ganzen Welt und die Lobrednerin deiner großmüthigen Liebe ist. — Antenor besitzet Wissenschaften, und er prahlet so wenig damit, als mit seinen Reichthümern. Man muß auf seine Weisheit, spricht er, nie stolz seyn; und nie Andre durch seine Einsichten erniedrigen, sondern, ohne daß sie ihre Mängel fühlen, ihnen in Gesellschaft denken und empfinden helfen. Antenor, wenn es die Gelegenheit befiehlt, sagt seine Meinung; aber mit sorgfältiger Bescheidenheit. Gleichwohl, wie hitzig wird er nicht durch den ersten Widerspruch? Sollte er nur wissen, wie sein Gesicht sich entfärbt, wie gebieterisch sein Ton wird, wie hastig und drohend er die Formeln ausspricht: wenn ich nicht sehr irre; ja, ich kann fehlen; aber —

Nein, ich will nichts entscheiden. — Ein ander mal bricht er ab, so bald man ihm widerspricht, und bleibt lange tiefsinnig, und widerlegt oder verachtet durch Stillschweigen. Indessen kann er doch allen Tadel bald vergessen. Man zweifle an seiner Einsicht; er kömmt zurück, und überwindet den Vorwurf. Man zweifle hingegen an seiner Bescheidenheit und Demuth; nein, sagt er, das gute Herz muß man mir nicht rauben. Ich hasse den Stolz an Andern, sollte ich mir ihn selbst erlauben? Ein Mann mit Verdiensten, und zugleich ein stolzer Mann seyn, heißt das größte Verdienst nicht haben. — Und ich fürchte, Antenor, du hast dieses Verdienst nicht, sondern willst nur dich und Andre bereden, daß du es besitzest, weil die Demuth so liebenswürdig und der Stolz so hassenswürdig sind, und du sehr ehrgeizig bist. Du darfst es wissen, daß du Vorzüge vor Andern hast, und darfst darnach streben, und die gebührende Achtung von Andern annehmen; dieses verwehret die Demuth nicht. Aber du mußt auch wissen, daß die Demuth ihren Sitz im Herzen und nicht im äußerlichen Betragen hat, und daß es einerlei Stolz ist, ob du dich wegen deines Verstandes und deiner Tugenden, oder wegen deiner Naturgaben und Glücksgüter anbetest. Hältst du das Gute, was du an dir hast, nicht für unverdiente Geschenke der Vorsehung, und erkennest du deine mannigfaltigen Mängel nicht: so verleugne äußerlich deinen Werth noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott noch Menschen demüthig, du bist eine Mißgeburt der Moral, ein stolzer Demüthiger.

8) Der Zornige.

Der Zorn rüstet alle äußern Glieder mit Kraft; vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äußern Theile strotzen und zittern, und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schießen: so äußert sich besonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung, von Unruh: jene ziehen sich krampfhaft zusammen; diese werden gefletscht und knirschen. Es ist die nehmliche Unruhe, die im Zustande der Wuth Eber und Stier, jeder in seinen Waffen, empfinden: der eine in seinen Hauern, die er gleichsam zum Angriffe wetzt; der andre in seinen Hörnern, mit denen er den Boden aufwühlt und Wolken von Sand in die Luft stäubt. Ueberdies schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfe und der Stirne, die Adern; das ganze Gesicht erscheint wie Eine Gluth, Eine Verzuckung; seine Röthe ist, wegen der Ueberfüllung mit Blut, nicht mehr die schöne Röthe des Verlangens, der Liebe; alle Bewegungen sind eckig und von der äußersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschütternd. — Sie werden sagen: daß diese Veränderungen wenigstens nicht immer Statt finden; daß z. B. der Zornige eben so oft zu erbleichen als zu glühen pflege. Ich antworte: daß die wollüstige Empfindung der Rachgierde mit der unangenehmen der erlittenen Kränkung abwechseln kann, oder wenn Sie lieber die Vereinigung beider Empfindungen Zorn nennen: „daß dieser Zorn aus der Unlust über eine empfangene Beleidigung, und aus der Begierde sich zu rächen,

zusammengesetzt ist.“ Der Philosoph, aus dem ich diese letztern Worte entlehne, fährt fort: „Diese Vorstellungen ringen in einem aufgebrachten Gemüthe mit einander, und bringen ganz entgegengesetzte Bewegungen hervor, nachdem bald diese bald jene die Oberhand gewinnt. Bald ergießt sich das Blut in die äußern Theile des Zornigen; die Augen ragen hervor und werden feurig, das Angesicht roth; er stampft mit den Füßen, schlägt um sich und tobt wie ein Rasender: dieses sind die Kennzeichen der herrschenden Begierde sich zu rächen. Bald kehrt das Blut zum Herzen zurück; das wilde Feuer der Augen verlischt, und sie sinken tief in ihre Höhlen; das Angesicht erblaßt, und die äußern Glieder hangen kraftlos zur Erde: dieses sind die untrüglichsten Kennzeichen der herrschenden Unlust über die empfangene Beleidigung.“ So richtig diese Bemerkungen sind; so mußte es doch mir, der ich noch bloß mit Begierde zu thun habe, erlaubt seyn, den Zorn nur von seiner einen Seite, die noch dazu die am meisten charakteristische ist, zu betrachten.

Wenn Sie Sich die sämmtlichen angegebenen Gebehrden des Zorns zusammendenken; so kömmt die zurückschreckendste und wenn Sie noch den schäumenden giftigen Geifer, der im höchsten Zorne von den seitwärts geöffneten Unterlippen herabfließt, hinzunehmen, zugleich die ekelhafteste Häßlichkeit hervor, die dem ruhigen Zuschauer vor einer so verunstaltenden, zerrüttenden Leidenschaft einen tiefen Abscheu einprägt.

9) Lavater.

Lavater gehört unter den Menschen, mit denen ich bekannt geworden bin, zu den wenigen, die ihr Inneres, besonders ihre Fehler, am wenigsten verstecken, und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher, wenigstens diejenigen, die ich kenne, gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seyen. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind unermüdliche Versöhnlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und charakteristischen Tugenden. Beide habe ich an ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf eine solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unpartheiischen Mann unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Afectation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnun-

gen gar keine Anstrengung kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur, als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seyen. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat, und auch jetzo nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten, und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frei, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen, und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln, daß eben dieses ihm viel Schaden gethan, und an manchem Guten gehindert habe. Keiner empfiehlt daher das Studium der alten und gelehrten Sprachen eifriger, als er, ungeachtet er fühlt, daß er das Versäumte nicht mehr nachholen kann. Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frei glaubte, habe ich auch nach der genauesten Beobachtung so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in seiner Person und seinem Gesichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zusammenschmelzenden Liebe und Freundschaft entdeckte. Gebehrden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in sei-

nen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meinungen hingerissen hat. Wenn man ihm vormals den nicht ganz ungegründeten Vorwurf machte, daß er durch seine warmen und wohlgemeinten Lobreden jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihren Talenten eingeflößt, sie dadurch von ernsthaften und anhaltenden Arbeiten abgezogen, und wider seine Absicht zu allerlei Ausschweifungen veranlaßt habe; so verdient er diesen Vorwurf jetzo gewiß nicht mehr. Die Spöttereien, die er deßwegen geduldet hat, haben ihn gegen unbekannte besonders junge Leute eher kalt und zurückhaltend, als anschmiegend, und selbst gegen solche, die er kennt und schätzt, eher nur höflich, als entgegenkommend gemacht. Auch alsdann, wenn er vertraut wird, hält er sich, scheint es, immer zurück, und gießt sich nie in Lobeserhebungen und übertriebene Liebkosungen aus. Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig; und Widersprüche kann er eben so ruhig und gelassen anhören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Fröhlichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläuftige Gelehrsamkeit besitzt; so wird doch sein genauester Umgang höchst interessant durch die vielen Erfahrungen, und seltene Menschenkenntniß, die er sich durch seine frühen noch immer fortdauernden und sich erweiternden Verbindungen mit allen Klassen von Menschen erworben hat. Bei diesen Vorzügen werden Sie es leicht erklären können, wie er seiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet so viele junge Leute so

unwiderstehlich habe an sich ziehen, und sich die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeinde und des größten Theils der Bewohner von Zürch, und der umliegenden Gegenden habe erwerben können. Seine Predigten werden mit größerm Beifall, als die der übrigen gleichfalls sehr beliebten Prediger gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht immer mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeinende, und Rührende in der Sprache, Stimme, und den Gebehrden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen. Ein unverdächtiger Beweis der allgemeinen Achtung, worin er steht, war mir dieser, daß er, so oft ich mit ihm spazieren gieng, fast von allen, die uns begegneten, mit der größten Ehrerbietung gegrüßt wurde, und daß unter den Landleuten mehrere waren, die ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßten. Ein wohlhabender Landmann hat ihm sogar auf einer der schönsten Anhöhen vor der Stadt ein kleines, aber niedliches Rebhäuschen bauen lassen, wo man eine weite Aussicht auf den See und seine beiden Ufer hat. Er ist der vertraute Rathgeber, Tröster und Schlichter von Streitigkeiten in einer Menge von vornehmen und geringen Familien in Zürch, die vielen Fremden nicht einmal gerechnet, die ihn zu ihrem Gewissensrath machen. Wenn man die erstaunliche Mannigfaltigkeit von Berufsarbeiten und anderen unablehnbaren Geschäften bedenkt, die sich von allen Seiten auf ihn zudrängen, so erstaunt man, daß er bei aller seiner Thätigkeit noch so vieles schreiben

kann, und man findet es gar nicht übertrieben, was er sagt, daß Schriftstellerei für ihn nicht, wie für andere, Hauptgeschäft, sondern nur Erholung von seinen Arbeiten sey. Unter allen ihm eigenthümlichen oder seltsamen Meinungen hängt er keiner, scheint es, mit so vielem Eifer an, als der Ueberzeugung von der Sicherheit oder Untrüglichkeit seines physiognomischen Sinns, oder seiner Intuition, wodurch er Menschen eben so zuverlässig, als aus ihren Thaten, erforschen zu können glaubt. Diese seine Intuition, die er selbst vor denen nicht verläugnet, die nicht daran glauben, war einer von den Punkten, worüber ich nicht gern mit ihm redete, weil ich fühlte, daß ich mich ihm gar nicht würde nähern, und ihn auch nicht zu mir würde herüberziehen können. Wie er vormals über den Wunderglauben geschrieben und gedacht hat, weiß ich nicht, da ich nicht alle seine Schriften gelesen habe; allein jetzo ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, sondern daß er auch andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträfen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu seyn schienen.

10) Homer.

Wer bist du, heilige Gestalt des Mannes, der in einer der frühesten Perioden ungebildeter Menschheit ein Meisterwerk des dichterischen Kunstgeistes

hervorschuf, welches nicht nur wie Aegyptens ewige Pyramiden der Verwüstung von Jahrtausenden, sondern vielmehr noch der wandelbaren Laune der Menschen getrotzt; immer bewundert, und, je richtiger geprüft, je mehr bewundert; immer nachgeahmt, und nie erreicht: ein vollendetes Gemählde altgesitteter Sterblichen aus den Tagen der grauesten Vorzeit, wo sie kaum noch gelernt hatten, die Hauche der Lippen mit zeichnendem Griffel nachzubilden: ein Canon der Kunst und des Geschmacks für alle Völker und für alle Jahrhunderte.

Die geistreichste der Nationen des Alterthums schöpfete, wie aus einer lebendigen Quelle, aus deinem Werk ächten Kunstgeist und vollendete Kunstbildung: die Aeschylen und Sophoklen, die Phidias und Praxitelen erglühten an deiner Flamme, und schufen ihre Geniuswerke nach deinem Bilde: die Platonen und Aristotelen waren deine Erklärer und Bewunderer: die Zauberkraft deiner Gesänge fühlte Grieche und Barbar: des Römers Stolz war es, dich nachzuahmen: des Teutschen Stolz ist es, dich in seine Sprache treu zu übertragen.

Wie der schöpferische Geist des ewigen Bildners in den Werken der Natur, so webt dein Geist in jedem ächten Werke der Kunst. Welcher Meister in der Poesie übertraf dich je in der Darstellung des Großen an Einfalt, des Kleinen an Eigenthümlichkeit, des Leidenschaftlichen an Kraft, die Herzen zu lenken, und, nach Willkühr, mit jedem Gefühl die erstaunten Gemüther jetzt zu erschüttern, jetzt zu besänftigen! Wer hat die Natur in ihren größten, wie in ihren unscheinbarsten Phänomenen, wer die Charaktere und Sitten der Menschen in ihrer verschie-

denartigsten Mannigfaltigkeit, wer die menschliche Geschäftigkeit in ihren vielfachen Zweigen, mit allen Sinnen des Körpers und des Gemüths, richtiger beobachtet, reiner aufgefaßt, treuer wiedergegeben? Wann sind wir so innig überzeugt, als mit deinem Werk in der Hand, daß die heilige Menschennatur in ihren großen und in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, durch alle Kulturstufen hinunter, immer sich selbst gleich war? erhaben und schwach, stark und weich; aber in der Erhabenheit noch natürlich, und in der Schwachheit mehr bedauerns- als hassenswerth.

Achillens Zorn und Andromachens Thränen, Hektors Löbenkampf um die Schiffsmauer der Griechen und seines Söhnleins Zurückbeben vor dem wilden Helmbusch des Vaters; Agamemnons königlicher Sinn, und des edlen Hirten Eumäos häusliche Biederkeit; Odyssens Weisheit im Rath der Fürsten vor Troja, und seine Schlauheit, sich vom Eumäos eine Schlafdecke zu verschaffen, sein mörderischer Blutkampf im Lager des Rhesos, und seine stille Größe in Bettlerlumpen; Ajas kühner Trotz, und des grauen Priamos Thränen auf Achillen's Hand, die seinen geliebten Hektor erschlug; Penelopens rührende Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl, und Helenens eben so rührende Reue über den verlassenen — diese äußersten Enden der wunderbaren Zusammensetzung, welche wir Mensch nennen, diese höchst verschiedenartigen Formen und Gestalten derselben, berühren sich friedlich, verschmelzen sich harmonisch in dem Werk deines herrlichen Genius, wie Kleines und Großes, Leichtes und Schweres in der Schöpfung: Natur, Wahrheit, Eigenthümlichkeit spre-

chen uns mit Kraft und Anmuth aus deinen größten und kleinsten Gemählden an. Ohne Philosophie warst du der treuste Hauslehrer der Menschheit: du lehrest sie durch That und Beispiel: ohne Kunstregel warst du ein Muster der Künstler.

Während die Zeit mit ihrem alles weglöschenden Schwamm über tausend einst berühmte Geisteswerke hinfuhr, als wären sie nie gewesen, wird das deinige nur mit der göttlichen Kunst, welche du geschaffen und vollendet, nur mit der heiligen Menschennatur, die du verherrlichet hast, untergehen.

11) Muggendorf und die Rosenmüllershöhle.

Die sanfte Hügelkette, welche, von Erlangen an, das rechte Ufer der Rednitz begränzt, ist zwischen Bayersdorf und Forchheim durch ein anmuthiges Thal zerschnitten. Ueber zwei Meilen lang ziehet sich dasselbe in gerader Richtung gegen Nordost hinauf. Die Wiesent, ein starker Gebirgsbach, hat sich durch dessen Mitte, bis zur Rednitz hin, ein geschlängeltes Bette gegraben, und Städtchen mit glänzenden Thürmen, Dörfer und Mühlen liegen hier zwischen blühenden Wiesen und fruchtbaren Feldern zerstreuet. Bei seinem Ausgange, unten im Süden, ist das Thal erweitert; nur allmählig erheben sich zu beiden Seiten niedrige Hügel mit Reben und obstragenden Bäumen geschmückt, und leise lispelnd schleicht das blaue Gewässer des Flusses zwischen Blumen und wankenden Weidengebüschen. Weiter hinauf verändert sich allmählig die Landschaft. Näher treten die Bergketten an einander, erheben sich höher und

werden größer und steiler. Bald ist der Abhang kahl und mit dem Schutte zertrümmerter Steinmassen bedeckt; bald mit Haselgebüsche begrünet, aus dem gigantische Felsen empor starren. Durch den beengten Grund windet sich der Fluß und brauset über die Felsenstücke hinweg, die von den Höhen, in sein Bette einstens herabrollten.

Nur allmählig erhebt sich die nordwestliche Hügelkette zu einem steilen Felsengehänge; plötzlich aber steigen an der südöstlichen Gränze des Thales hohe Felsenzacken empor, und bilden einen ringsum frei stehenden Berg, dessen tafelförmig abgeschnittener Gipfel, ihn vor allen übrigen auszeichnet. Auf seiner Plattform stehet eine Kapelle, grau und unbemerkbar geworden durch hohes Alterthum, aber bekannt im ganzen Lande, da sie das verehrte Bildniß der heiligen Walburgis umschließt. Am ersten Tage des Maimonates wird der Heiligen zu Ehren hier Gottesdienst gehalten, und zu gleicher Zeit ein Jahrmarkt auf der Bergebene aufgeschlagen. Andächtige, Käufer und Verkäufer, Landleute, Herren und Frauen, eilen am frühen Morgen dieses Tages, nach den heiligen Höhen der Ehrebirg — dieß ist der uralte Name dieses Berges — und treiben sich, bald an der Schwelle des Heiligthums, bald zwischen den bunten Reihen der Buden im frohen Gewühle, umher. Hier ertönet von einer Felsenspitze Musik, und zur Seite sind Lauben und Hütten bereitet, in welchen für Speise und Trank reichlich gesorgt ist; dort labt sich ein Zirkel von Freunden an der Aussicht in das offene Thal, aus welchem Reihen von Menschen auf gekrümmten Pfaden von allen Seiten den Berg

heranstreben. Um die Mittagsstunde steiget die Menge in die umherliegenden Orte herab, und beschließet mit Tanz und lauter Freude die Feier des Tages. Oede und einsam ist es nun wieder ein ganzes Jahr hindurch auf diesem Berge, und nur zuweilen sieht man den Schäfer mit seiner Heerde am steilen Abhange einherziehen.

Schon unten bei dem Ausgange des Thales zeigt sich die Ruine des Schlosses von Streitberg, und die Felsenwände, auf welchen sie gegründet ist, scheinen das Thal zu verschließen. Allein dieses wendet sich von hier plötzlich gegen Südost, und eine halbe Meile von dieser Krümmung liegt der Flecken Muggendorf an den Ufern der Wiesent. Seine ländlichen Häuser, deren zwei und fünfzig sind, meistens aus rohen Steinen erbauet, verbirgt ein Obstwald, und nur einige, nebst der Kirche und der Wohnung des Pfarrers, werden schon in der Ferne gesehen. Man zählt hier gegen 300 Einwohner, die von ihren Handwerken und von dem Ertrage einiger Gärten und Felder sich nähren. Zwölf Wirthshäuser laden die Fremden ein; doch am besten wohnt man bei Herrn Leicht, dem würdigen Vorsteher des Orts, und bei dessen Nachbar; wo es an reinlichen Zimmern und Betten, an Speise und Trank nicht mangelt.

Klein und unansehnlich ist also der Ort; allein weit ist sein Name berühmt, und häufig werden von Reisenden die Merkwürdigkeiten der Gegend besucht, in deren Mittelpunkte er liegt. Suchest du nach Alterthümern, willst du forschen in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, so findest du ringsum Spuren, daß die ersten Völker, die in Deutsch-

land das Glück des geselligen Lebens und fester Wohnsitze erkannten, auch diese Gegend bewohnten. Bald gräbt man hier und da Urnen aus Grabhügeln, bald findet man alte Münzen, und im Orte selbst zeigt man noch Ueberbleibsel eines Gemäuers, welches ein heidnischer Tempel gewesen seyn soll. Viele der Steine, welche die Felder bedecken, sind Abdrücke von Seethieren, und im Gebüsche und an den Felsen findet man seltene Pflanzen. Dieser Fels enthält in seinem Innern eine prächtige Höhle, und jene Kluft ist der Eingang zu Grüften, in welchen die Gebeine ungeheurer Thiere begraben sind. Herrliche Parthieen bieten die Felsenwände, die das sich krümmende Thal einengen, dem Landschaftszeichner dar.

Hier sitze ich auf einer hohen Felsenspitze, und sehe hinab auf den grünen Teppich, der das Thal überkleidet. Die Sonne spiegelt sich in dem blauen Flusse, und beleuchtet die Dörfchen und die auf Felsenspitzen erbauten Schlösser, welche theils der schützenden Mauern nicht mehr bedürftig, in friedliche Landsitze verwandelt sind, theils, in Schutt zerfallen, gleich Grabsteinen die hingesunkene Kraft unserer Ahnen betrauern. Nun wandle ich im schattigen Gebüsche, welches mit seinem Laubgewölbe die Landschaft verbirgt, und steige auf verschlungenen Wegen hinab in den Wiesengrund, wo mich die Blumen des Thales, der rauschende Fluß, und die sonderbaren Gestalten der Felsenzacken ergetzen, die sich gleich kahlen Thürmen und Mauern erheben, und mit wehendem Gesträuche bekränzt sind.

Freilich darfst du den Maßstab nicht aus Helvetien holen, wenn ich dir mächtige Felsenmassen und hohe Berggipfel beschreibe. In jenem großen Style hat die Natur hier nicht gebauet, und unsere Berge sind nur unmündige Kinder gegen jene wolkentragenden Alpen. Allein komme nur immer hieher in unser Thal; ich verspreche dir, daß du gestärkt und froh zu deinen Geschäften zurückkehren werdest, wenn dein Herz sich nicht gänzlich den Reizen der Natur verschließt. Auch dann, wenn das Treiben des Menschengeschlechtes dich mit seinem Strudel bereits ergriffen hätte, fliehe hieher in die romantische Landschaft, und wenn die herrliche Aussicht auf jenen Felsen dein Herz nicht rühret; so werden dich diese majestätischen dunkeln Gewölbe, und die schauderhaften Abgründe der unterirdischen Grüfte magisch ergreifen, und dich zum Bewußtseyn deiner Verwandtschaft mit der unschuldigen, schönen Natur zurückführen.

Jene Lindenallee, die am Ende der südwestlichen Reihe der Häuser von Muggendorf beginnet, und sich an einem kegelförmigen Berge hinaufschlinget, steigen wir gemächlich aufwärts. Haben wir die Mitte derselben erreichet, so schlagen wir zur linken Hand einen Fußpfad ein, der uns bald auf den Rücken der, aus Felsen gethürmten, Kuppe, in ein lachendes Laubwäldchen führet, wo wir uns durch Schatten und Kühlung erholen. Aus dem dunklen Netze der Zweige treten wir alsbald auf eine Felsenspitze hervor, und ergetzen uns an der freien, herrlichen Aussicht. Durch einige Treppen gelangen wir endlich zu dem künstlich geebneten Vorplatze der Rosenmüllershöhle.

Hohe Felsen umziehen denselben, und lassen nur gegen Osten hin eine Oeffnung übrig, die mit einem festen Geländer geschlossen ist. Eine schlanke Buche erhebt sich in der Mitte; auch stehet ein steinerner Tisch hier und Bänke mit weichem Moose gepolstert. Der Eingang zur Höhle selbst ist mit einer Thüre verschlossen, bei deren Eroffnung man einen engen Gang entdeckt, der mehrere Schritte weit in den Felsen hineingehet. Am Ende desselben stehet der Anfang einer Leiter hervor, auf welcher man 38 Sprossen hinabsteiget. Hast du den Boden erreichet, so verläßt dich der Führer auf einige Augenblicke, und du stehest da, von öder Grabesnacht umgeben. Allein bald wird es hell hinter dir, du wagest neugierig einige Schritte seitwärts, und erblickest nun plötzlich ein Schauspiel, dessen Pracht und Herrlichkeit nur empfunden werden kann. Einen mit Glanz erfüllten Feentempel, einen, von glühender Lava umströmten, Berg glaubst du zu sehen, indem du dich einer Anhöhe näherst, welche sich zu dem perspektivisch verengerten Hintergrund eines hohen, majestätischen Gewölbes hinaufziehet, und deren spiegelglatte, feuchte Oberfläche den Schein der Lichter, welche der Höhleninspector aufgesteckt hat, schimmernd zurückwirft. Wir steigen den Parnaß, so hat man diesen unterirdischen Berg genannt, 150 Schritte weit hinauf, indem wir uns an emporstehenden Stalactitenzapfen anhalten, um auf dem glatten Boden nicht auszugleiten. Neue Reize hat der Anblick dieser Scene von der Höhe herab. Allein, nicht zufrieden mit dem großen Bilde des Ganzen, wollen wir nun auch alle einzelne Theile des Gebäudes betrachten, deren harmonisches Zu-

sammenwirken uns so sehr mit seinem Zauber ergriff. Wende deinen Blick zuerst auf das erhabene Deckgewölbe. Vorne bei dem Eingange ist dasselbe mehr als 40 Schuh von dem Boden erhaben; nach dem Hintergrunde zu senkt sich dasselbe allmählich herab, als wollte es dem Gipfel des Berges entgegen kommen. Ein mächtiger Riß hat die Mitte der Wölbung zerspalten, und im Vordergrunde, wo eben ein aufleuchtender Sonnenblick durch die Oeffnung des Eingangs hereindringet, bemerken wir ein Felsenstück herabgesenkt, als wenn dasselbe noch im Sturze begriffen wäre. Um auch die Verzierungen der Decke im Hintergrunde sehen zu können, steckt der Führer ein Licht auf eine Stange, und beleuchtet damit die einzelnen Gegenstände. Herrliche Gruppen von Tropfsteinen, die meistens aus jener Spalte herabhängen, werden nun sichtbar. Sie sind von gelber Farbe, wie alle Stalactiten dieser Höhle, von verschiedener Größe und Form, meistens aber zapfenförmig, und zuweilen von einer Länge von 6 Schuhen und verhältnißmäßigen Dicke. Gegen den Gipfel des Parnasses hin haben sich dieselben in die Breite gezogen, und sind gleich den Fahnen, womit die alte deutsche Tapferkeit unsere gothischen Kirchen ausschmückte, in diesem Tempel der Natur, aufgehangen. Sie erklingen mit einem hellen Klange, wenn man sie mit einem andern Tropfstein anschlägt.

Hinter einem großen Stalactiten, welcher am Gipfel des Parnasses aus dem Boden hervorstehet, hat der Felsen eine enge Spalte offen gelassen. Um in das Allerheiligste zu gelangen, muß man sich auf dem Bauche kriechend, durch diese Oeffnung hindurch winden. Aeußerst beschwerlich ist dieser kurze

Weg: denn zackige Tropfsteine machen den Boden uneben; andere ragen mit ihren Spitzen von der Decke herab, und man ist in Gefahr den Kopf zu verwunden, während man sich bestrebet den schmerzhaften Ruhepunkt des Knies zu verändern. Endlich gelangt man in eine kleine Grotte, welche anfangs so geräumig ist, daß zwei Menschen neben einander stehen konnen, sich aber nach ihrem Ende zu so weit verenget, daß man sie nur sitzend betrachten kann. Sie enthält die schönsten und sonderbarsten Stalactiten, die man sehen kann. Hier scheint die Natur sich bestrebt zu haben, die formlosen Massen zu bestimmten Formen zu gestalten, um, bei unzähligen mißlungenen Versuchen, unermüdet wieder neue zu schaffen. Eine lebhafte Einbildungskraft siehet hier Modelle von Kindern, Birnen, Kanzeln, Orgeln u. s. w.; am ähnlichsten aber ist eine große Kugel der gerippten Form einer Melone. Kleine Tropfsteinsäulen, die von dem Boden bis an die Decke reichen, scheinen das Gewölbe zu tragen, und verschließen auch den weitern Fortgang desselben. Auf dem Fußboden bemerkt man, an verschiedenen Orten, kleine Vertiefungen, die mit Wasser angefüllt sind, und in denen sich sogenanntes Teufelskonfekt findet.

Nahe an der Oeffnung dieser Grotte befindet sich ein rundes Loch, in welches man einige Schuhe hoch hinaufschlüpfet, um in eine Höhlung von gleicher Schönheit hineinzuschauen, die aber so enge und mit Tropfsteinzapfen angefüllt ist, daß man nicht ganz in dieselbe hineinsteigen kann.

Noch eine andere kleine Grotte, die Herr Professor Reich zuerst entdeckte, befindet sich in der Seitenwand am Gipfel des Berges. Sie ist aber ge-

fährlich zu besteigen, da ihre Oeffnung 6 bis 8 Schuhe vom Boden erhaben ist.

Am Fuße des Berges hat sich, an der linken Seite, der Fußboden gesenkt und von der Seitenwand getrennt. Wir steigen in die Kluft hinab, die 5 bis 8 Schuhe breit ist, und sich 3 Klafter lang fortziehet. Sie war ehemals mit kleinen kerzenförmigen Tropfsteinzapfen, von reiner gelber Farbe und der zartesten Struktur, angefüllt, und wurde deßwegen die Wachskammer genannt.

Bei dem Rückwege aus dieser Tiefe, bemerkt man, daß einige Abstufungen des Fußbodens der großen Höhle dergestalt mit Tropfsteinmasse überflossen sind, daß sie ein vollkommenes Bild eines kleinen Wasserfalls darstellen.

Wir nähern uns nun der Leiter wieder, und schicken uns zur Rückreise an. Plötzlich verlöschen alle Lichter, und wir stehen in Finsterniß. Nur hoch über uns leuchten einige Strahlen des Tages durch die Oeffnung herein, und erhellen die Felsen des Gewölbes. Allein allmählig, so wie das Auge erweitert wird, verbreitet sich eine magische Dämmerung durch den ganzen Raum der Höhle; die nahen Seitenwände und der Fuß des Berges treten zuerst hervor; später wird der Gipfel desselben sichtbar, und endlich unterscheidet man sogar die Stalactiten, die von der Decke herabhängen. Eine tiefe Stille, nur zuweilen durch das sanfte Gelispel eines fallenden Wassertropfens unterbrochen, erhöhet die Feier dieses Augenblicks.

An der Stelle, auf welcher wir jetzt stehen, fand Herr Professor Rosenmüller, als er diese Höhle am 18ten October 1793 zuerst bestieg, in zwei abge-

sonderten Haufen, die Knochen von zwei menschlichen Gerippen, wovon das eine ein männliches Subjekt von ungefähr 30 Jahren gewesen seyn mag. Sie waren alle mit Kalkfinter überzogen, zu einem Beweise daß diese Unglücklichen bereits vor langen Jahren, entweder aus Unvorsichtigkeit oder Boßheit, hier ihr Grab fanden. Dem Entdecker der Höhle, Herrn Professor Rosenmüller, wurde es nicht so leicht als uns, hier herabzusteigen. Ueber Felsenspitzen mußte er bis zu dem Orte emporklimmen, wo er die enge Spalte des Eingangs fand, und sich durch dieselbe nur mit aller Anstrengung hindurch arbeiten. Nicht ohne Gefahr ließ er sich nun an einem Seile herab, und sah zuerst die Höle, welche nach ihm so Vielen Bewunderung und freudiges Staunen entlockte. Auf Befehl des Herrn Ministers v. Hardenberg wurde darauf der beschriebene Vorplatz angeleget, der Eingang durch Wegsprengen des Felsens erweitert, und eine starke Leiter angebracht, auf der man mit vollkommener Sicherheit hinabsteigen kann.

Zweiter Abschnitt.

Erzählungen.

1) Entzückung des Las Casas.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen, und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sklavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb fünfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet, und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den

Blick, wie das Blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bei sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe: ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten, schien ihm jede bessere That: eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und gieng auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und säh'

in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten heraufführen und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert; so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt: so daß ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willliggenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da gieng sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und

der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen, stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordes waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisenalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zweien Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann, und wieder dastand

voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel; so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzählichen bessern, diese gefürchtete That: schwarz und scheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte

träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dacht er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam: nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O! aber dies gränzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreckniße schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an

ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blüthen schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom letzten bis zum letzten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerin wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sklave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Aernte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie, in höhern Zeitpunkten des Daseyns, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blühten die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel, und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner

Natur ist, vom Verderben genest, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da gieng über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wemuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O Du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel: o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschopfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der Du mir Aernten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säte; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer

der Seele, und mich fühlen läßest in meinem Innersten, daß Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und Deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag: seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, den Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge: er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und sei-

ner selbst hervorgieng, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

2) Das Wölkchen.

Die ersten Menschen hatten das schöne jugendliche Land ihres Ursprungs verlassen. Vor dem Eingang Edens stand der Cherub mit dem flammenden Schwerdt, ein Bild ihrer Schuld. Sie selbst giengen umher und weinten. Vor ihnen lag öde und schweigend das Land der Mühe und Schmerzen. Dornen hemmten ihren Pfad und Disteln starrten vor ihren Füßen. Dazu tönete das ernste Wort des Richters noch immer in ihren Herzen: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen! Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und mit Schmerzen Kinder gebähren!“

Sie standen und seufzten: Ach warum hat nicht vielmehr des Cherubs flammendes Schwerdt unser Leben vernichtet! Wer wird sich unser nun erbarmen? So klagten sie und weinten.

Siehe, da erhob sich ein leises Säuseln von Eden her. Die Stauden neigeten sich. Es wird, dachten sie, der Himmlischen Einer erscheinen. Und sie verbargen sich ängstlich und schüchtern.

Aber es schwebte ein Wölkchen von Edens Hügeln herüber, und des Wölkchens Gestalt war wie die Morgenröthe, und es ruhete vor ihrem Angesicht. Sie harreten, ob ein Himmlischer hervortreten würde.

Da ertönete eine liebliche Stimme, wie ein leiser Gesang, aus dem duftigen Gewölk, und die

Stimme sprach: Euer irdisches Auge wird mich nicht schauen; aber ich will unsichtbar euch durch das Leben geleiten. In euren Herzen soll der Schimmer meines Morgenroths wohnen, und eures Lebens Pfad euch erheitern. Wenn dir, o Mann, der Schweiß deines Angesichts in die Furchen treuft, dann zeig ich dir in fernem Dämmerlichte ein goldenes Aehrenfeld und blühende Gärten, und du meinst dir ein neues Eden zu bauen.

Und du, Weib, erkohren der Menschheit Mutter zu seyn — mit Schmerzen wirst du Kinder gebähren, aber in dem Säugling deines Busens wirst du einen Engel Edens erblicken, und Freudenthränen weinen.

Aber ach, seufzten die Menschen, du verborgener Bote des Trostes, wirst du, wenn wir nun des Todes sterben müssen, uns dann auch verlassen?

Aus dem Gewölk ertönte die Antwort: Aus Nächten müssen fortan euch Morgenröthen erblühn! Wenn des Lebens Tag euch schwindet, dann wird mein freundliches Licht euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet sehet, wenn ihr nur Glauben habet und Liebe. —

O du tröstender Bote des Himmels, wer bist du denn, und wie heißet dein Name? fragten die Menschen.

Ich bin des Glaubens und der Liebe Tochter! Mein Name ist Hoffnung!

So war die Antwort. Das rosenfarbige Gewölk zerrann und umfloß die Sterblichen, daß sie das himmlische Kind nicht sahen. Aber ihre Seele ward heiter. —

3) Der Blinde.

Ein Bruchstück.

Als der Meier und seine Gäste an der Tafel saßen und mit lieblichen Reden die Zeit verkürzten, erscholl plötzlich vor der Thür ein Getön, gleichwie von einer Harfe. Und als man die Thür öffnete, siehe da war es wirklich ein Harfner, ein alter blinder Mann, der trug die Harfe, und sein Sohn, ein Knabe, leitete ihn. Da gebot der Pfarrer, daß man sie sollte hereintreten lassen und ein Lied zur Harfe singen.

Da griff der alte Mann mit Gewalt in die Saiten und spielte künstlich und lieblich, und als die Töne leiser wurden, sang der Knabe:

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Ach schauet meinen Vater an,
Wie er gebückt und zitternd steht!
Sein Haupt, vom grauen Haar umweht,
Und seiner Harfe Klage fleht:
Erbarmet euch!

Sein Auge kennt des Tages Licht,
Den Glanz der Abendröthe nicht;
Sieht nicht die Thräne, die ihm fließt,
Die Hand nicht, die sein Leid versüßt,
Den Blick nicht, der ihn freundlich grüßt.
Erbarmet euch! —

Erbarmet euch des Vaters Noth.
Bald rufet uns ein sanfter Tod
Ins Himmelreich — dann strahlet Licht

In meines Vaters Angesicht.
Verlaßt den armen Vater nicht.
Erbarmet euch! —

Als der Knabe das Lied geendiget hatte, waren alle Gäste bewegt durch den wehmüthigen Gesang und Anblick, und sie schwiegen eine Weile. — Aber der Meier reichte dem blinden Greis einen Becher Weins. Da sprach der Pfarrherr: So! gebet Wein den betrübten Herzen! Es wird auch diesem Bartimäus wohl ein Tag erscheinen, der ihm zuruft: Werde sehend!

Diese fröhlichen Worte des Pfarrers rührten dem Alten das Herz, so daß er noch einmal die Harfe ergriff und folgendes Lied begann:

Das Licht.

Wo sprudelt deine heil'ge Quelle?
Wo ist dein Urborn, süßes Licht,
Aus welchem ewig still und helle
Dein unversiegtes Leben bricht?
Entquillest du des Himmels Thoren,
Der Schöpfung erstgeborner Sohn?
Bist du ein Hauch aus Gott geboren?
Ein Wiederglanz von seinem Thron?

Eh dich Jehovah ausgegossen,
Umhüllten düstre Graun der Nacht
Die stumme Tief'. — Er sprach, da flossen
Die Himmelsström' in stiller Macht.
Das alte Reich des Dunkels tobte,
Und sank hinab mit wildem Zorn.

Das Heer der Sterne jauchzt' und lobte
Den Herrn; da quoll des Lichtes Born.

Gehoben durch des Lichtes Bande
Begann den Himmelstanz die Welt;
Die Sonn' im strahlenden Gewande
Trat aus der Morgenröthe Zelt.
Rings um die blaue tiefe Ferne
Goß ihres Lichtstroms Silbergluth
Die Milchbahn, und es flossen Sterne
Wie Tropfen in der Himmelsfluth.

Nun wand sich aus des Dunkels Armen
Die lichtumkränzte Erde los,
Der Himmel trug nun voll Erbarmen
Sein jüngstes Kind im blauen Schooß;
Aus feuchtem Thal die Halme quollen,
Grün schimmerten die runden Höh'n,
Es wogten über schwarzen Schollen
Des Lenzes Kinder wunderschön.

Ja auch der Tiefe düstre Hallen
Durchdrang des Lichtes Wunderschein,
Verdickt zu strahlenden Krystallen
Und unvergänglichem Gestein.
In funkelnden Smaragden blühet,
Des Baumes Blatt, des Hügels Grün,
Im Diamant der Mittag glühet,
Die Morgenröthe im Rubin.

Ja, dir entquillet jedes Leben,
O Licht, dich preist des Himmels Chor,
Der Adler und die Lerche schweben

Zu deinem stillen Sitz empor.
Die Lämmerheerd' am bunten Hügel
Trinkt ruhend deinen milden Strahl,
Der Schmetterling auf goldnem Flügel
Umschwebt das blumenreiche Thal.

Doch wundersam, in heiliger Fülle,
Umfleußt dein Strahl, o holdes Licht,
Den Menschen, in erhabner Stille
Umleuchtest du sein Angesicht —
Sein Auge trinkt des Himmels Welle
Und reichet sie dem Geiste dar —
Dicht an des Lichtes Born und Quelle
Flammt still und heimlich sein Altar.

Dem Urquell alles Lichts entflossen,
Weilt hier der Geist, ein himmlisch Kind;
Noch von des Dunkels Hüll' umschlossen,
Nach Licht sich sehnend — aber blind,
Genügt ihm nicht das Licht der Erde —
Er rauscht durch aller Sonnen Bahn,
Und strebt zum ew'gen Sonnenheerde,
Zum Urquell alles Lichts hinan.

Er hört des Himmels Harfen klingen,
Des Lichtstroms Rauschen füllt sein Ohr,
Er dehnt und regt die zarten Schwingen,
Und reisset sich vom Staub' empor.
Die Hülle sinkt, die Fesseln fallen,
Er schwebet frei und kühn daher —
Ihm öffnen sich des Himmels Hallen,
Und ihn umfäht des Lichtes Meer.

Als der blinde Greis aufhörte, und die Töne der Harfe noch eine Zeitlang nachklangen, waren alle sehr bewegt. Da sprach der Pfarrer: Hier mag man auch sagen „Seelig sind die nicht sehen, und doch glauben!“

4) Die Pfirschen.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirschen mit sich, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum erstenmal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und dem zarten Pflaum. Der Vater aber vertheilte sie unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt? — Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich, und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen. — Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt! —

Ich habe die Meinige sogleich aufgegessen, sagte der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckt so süß, und zerschmilzt einem im Munde. Nun, sagte der Vater, du hast es zwar nicht sehr klug, aber doch sehr natürlich, und nach kindlicher Weise gemacht. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsche habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens, und natürlich ist es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: ich habe meine Pfirsche dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen, da hab' ich sie auf das Bett gelegt, und bin hinweggegangen.

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsche gemacht?

Da riefen sie alle drei: das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter küßte ihn mit einer Thräne im Auge.

5) Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas, und wieder Kräfte gewann, da redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr. Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen, um sie zu pflücken. Da nahm Ehrich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen,

und sagte heimlich zur Mutter: ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so gieng er hinaus in das Gefilde zum erstenmal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt deucht es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen. — —

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie das Börnlein, das aus einem Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Feld-erdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und nun setzte er sich auf dem weichen Moose im Schatten einer Eiche nieder. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Nachtigallen. — Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein. So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens.

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel

und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

Sohn des Glücks, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf, und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahm überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken, und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin. Da entstellte sich seine Gebehrde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern. — Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir dein Wunsch versagt wird, oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine

süße Ruhe und Stille herrschte im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneut und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte. — Stürme versüßen die Luft; aus dunkelm Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervorbringt.

Auch den verscheuchten Knaben lockte der heitere Himmel von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühlern Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickenden Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörigten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidner. — Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur! —

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und löfete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich herschaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend fri-

sche Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz, und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm. — Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

6) Das Naturvölkchen.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend Asiens lebte ein kleines Völkchen in Einfalt und mit wenigen Bedürfnissen. Einst war vor den Verfolgungen der Tyrannen der Erde ein Familienstamm hiehin geflüchtet. Dieser starb bald nach seiner Ankunft und hinterließ in der Wildniß einige lallende Kinder. Aus diesen bildete sich das Völkchen. Es kannte wenig Sprachlaute, doch war ihnen eine Sage geblieben, es gebe ein übermächtiges Wesen, Gott genannt. Wo dieses Wesen sey, und von welcher Gestalt, und wie es wirke, davon wußten sie nichts. Doch verehrten sie den Bergstrom, der durch das Thal floß, als ihren Gott. Denn sie tranken aus seiner Fluth; und der Strom war das einzige Wasser des Thales, und brauste furchtbar einher.

Plötzlich schwellte der Schnee der Bergkuppen den Strom an, so daß er das Thal erfüllte, und Menschen und Hütten mit sich fortriß. Da zitterten sie vor ihrem Gott und sprachen: er zürnet wider uns, auf! und lasset uns, sobald sich sein Zorn abermals erhebet, ihm unser Theuerstes weihen! So sprachen sie, und beschlossen, sobald der Strom wieder aufschwellen würde, um ihn zu versöhnen, ihre jüngsten Kinder in seine Fluthen zu werfen. Die Eltern weinten, und erwarteten zitternd den Tag des Opfers. So zerstörte der Aberglaube die zartesten Empfindungen in ihren Herzen! —

Der Tag des Opfers erschien; die Eltern brachten weinend ihre Kinder. Da trat ein Fremdling zu ihnen, den nannten sie Maho, das heißt, Sohn des Meeres. Dieser sprach: wollt ihr zu dem Bösen das Schlimmste fügen? Bekämpft den Strom! — Aber das Völkchen erstaunte, und wich zurück. Manche sagten: er lästert Gott! —

Der Fremdling aber trug eine Leier in seiner Hand. Er griff in die Saiten und Sang. Da versammelte sich das Völkchen um ihn her, und vereint in fröhlichen Kreisen folgte es den Tönen seiner Leier in das Gebirge. Hier rissen sie Felsen los, und umdämmten den Strom. Da schmolz der Schnee des Gebirges, der Strom schwoll, aber er brauste gebändigt in seinen Schranken dahin. — Die Menschen erstaunten, und riefen: der Sohn des Meeres ist Gott! Er aber lächelte und sprach: dann seyd ihr alle Gott! denn habt ihr nicht durch eigne Kraft den Strom besiegt? Was des Menschen Kraft besiegt, kann nicht das Höchste seyn. Ihr kanntet

eure Kraft nur nicht. Erforschet und übet, was in euch liegt, dann werdet ihr anfangen, Gott zu erkennen! —

Wo wohnet er denn? fragten sie nun unter einander. Maho aber antwortete ihnen nicht, sondern lehrte sie das Feld bauen, und Bäume pflanzen. — Da bemerkten sie, daß der Regen und Thau des Gewölks die Felder befruchtete, und Gedeihen von oben sende. Nun sprachen sie: dort oben wohnet Gott! Das Gewölk ist sein Zelt, er befruchtet das Thal! Wir wollen ihm von unsern Früchten geben, daß er hernieder komme. — Da baueten sie auf einen Hügel einen Heerd, und zündeten die Erstlinge ihrer Früchte an, und ließen den Rauch emporsteigen, ihrem Gott ein süßer Geruch! — Denn sie sagten: er wohnt in der Höhe! der Himmel ist sein Haus, und die Wolken sein Gezelt.

Unterdeß ward das Thal, obwohl sie Gott nur wenig erkannten, immer schöner und herrlicher an Gewächsen und Früchten, und das Völkchen war glücklich in Einfalt. Aber es verlangte sie sehr, den Unbekannten zu schauen; und sie sprachen zu dem weisen Mann: mache uns ein Bildniß, wobei wir seiner gedenken mögen. Denn er kommt doch nicht hernieder! Da lächelte Maho, und schnitzte ein Bildniß von menschlicher Gestalt, und sie stellten es in ein Gezelt, und nannten das Gezelt Haus Gottes. — Nun fragten sie nicht mehr, wer, und wo Gott sey, sondern sie hielten das Bild für Gott selbst, und legten ihm köstliche Speisen vor, und aßen und tranken. Also erniedrigten sie das Höchste, und dadurch auch sich selbst.

Dieses verdroß den weisen Fremdling, und er trat hervor und sprach: wohlan! sehet, ob dieses der mächtige Unbekannte sey! Nun warf er Feuer auf das Gezelt ihres Gottes, und es verbrannte zu Asche sammt dem Bildniß. — Da rief das Volk: das Bildniß ist es nicht! — und sie sprachen von neuem: wo finden wir ihn? Da sagte der Fremdling: sehet, die Bäume und Pflanzen wachsen und blühen in stiller Schönheit, und die Erde gebieret allerlei. Denn es umwehet und erquicket sie ein unsichtbarer Odem bei Tag und Nacht. Kennet ihr doch nicht die Gestalt und das Wesen des Odems, der Berg und Thal und Menschen und Thiere erfüllet. — — Da rief das Völkchen: nun wissen wir es, sein Nam' ist Odem! er umschwebet die Erde und wohnet auch in der Brust der Menschen und Thiere! — Aber der weise Mann antwortete: grübelt nicht um Namen und Gestalt, sondern seyd wohlthätig unter einander, wie der Hauch, der alles durchströmt. Dann wird der Unsichtbare sich selbst euch nähern!

Darauf erhob sich unter dem Völkchen ein Mann von stolzer und neidischer Gemüthsart gegen den Fremdling. Denn er haßte diesen, weil das Volk seine Weisheit verehrte, und sie nannten ihn Zalmi, das heißt: der Düstre. Denn er entfernte sich von ihnen mit finsterm Ansehn. — Plötzlich aber erschien in dem Thal ein furchtbares Unthier, das aus der Ferne über das Gebirge kam, ein zottiger Löwe, der Thiere und Menschen anfiel, und mit blutiger Mähne in seine Kluft zurückkehrte. Die Bewohner des Thals meinten, es sey ein böses unterirdisches Wesen, und verbargen sich in ihren Hütten. Aber der

weise Mann sagte: wir müssen dem Ungeheuer begegnen, und zog hinaus an der Spitze des Völkchens. Als sie nun der Wohnung Zalmi's sich nahten, da trat dieser hervor, und höhnete Maho, und sprach zu dem Volk: er wird euch fein in den Rachen des Unthiers führen, daß er euer weniger mache, und euch besser beherrsche, er steht mit dem Unhold im Bunde! — Der weise Fremdling schwieg, aber dem Volk ward bange. — Unterdeß war Zalmi's Söhnlein hinausgegangen fern von der Hütte, und Zalmi liebte den Knaben sehr. Siehe, da kam der Löwe aus dem Walde und brüllte, und das Volk entsetzte sich und wich zurück. Der Löwe aber fuhr auf das Knäblein los mit offnem Rachen, und leckte den Bart, und Zalmi sammt der Mutter des Kindes standen von ferne und rangen die Hände. Da trat Maho dem wüthigen Thier entgegen, schlug es auf das Haupt, daß es taumelte, und umfaßte es also mit seinen Armen, daß ihm der Geist ausfuhr. Und nun trug er, obwohl ermattet und blutrünstig, das gerettete Söhnlein zu seinem bittern Widersacher. Da warfen sich der Vater und die Mutter des Kindes auf ihr Angesicht, und weinten und sprachen: wir sind nicht werth, unsere Augen vor dir aufzuheben! — Da trat auch das Volk hinzu, und wollte den Bezwinger des Löwen anbeten, und sprach: bist du ein Mensch, oder der Unsichtbare in Menschengestalt, daß du solche Güte an deinem Feinde erweisest, und dein eignes Leben verachtest, um Gutes zu thun? Was ist das? —

Also das Völkchen. Aber der weise Fremdling sagte: Kinder, ich bin ein Mensch, wie ihr. Eine

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Stimme in meinem Herzen gebot mir also zu handeln. Auch in euern Herzen redet diese Stimme. Darum preiset ihr meine gute That höher, denn meine Kraft. Und auch in der Seele unsers Bruders Zalmi, der mich hasssete, hat sie nun laut geredet, so daß er sich auf sein Antlitz warf, und weinete! Und sehet, auch schon in dem Herzen des Kindes ertonet sie. Denn noch umfasset es meinen Hals mit seinen Aermchen, und liebkoset mich. Sehet ihr Lieben das ist der Odem und die Stimme des Unsichtbaren in euern Herzen. Folget ihr dem, was sie gebeut, so werdet ihr ihn selbst besser erkennen. Denn das Göttliche ist uns nirgends näher, als in unserm eigenen Herzen! — Da rief das Völk aen: jetzt sehen wir wohl daß es nicht der Wohnung, noch des Bildes und Namens bedarf! und sie verehrten von nun an den unsichtbaren Geist durch Glauben und Liebe in kindlicher Einfalt, und die Augen wurden ihnen immer mehr aufgethan. Und sie fragten nicht ferner: wo und von welcher Gestalt Gott sey.

7) Der Born der Genesung.

Zu Damaskus im Lande Aram lebte ein Mann Namens Baruch; der war im ganzen Lande berühmt wegen seines Reichthums, so daß die Leute sagten: er heißet mit Recht Baruch, das ist verdolmetscht, der Gesegnete. Denn er besaß die Schätze Indiens und Arabiens, und wohnte in einem herrlichen Pallast, deß Fußboden war von glänzendem Marmor, bedeckt mit köstlichem Teppich; und seines Reichthums

war kein Ende Dazu hatte ihm Gott ein edles Weib gegeben, und sieben blühende Kinder.

Aber siehe! Es war weder Friede noch Freude in seinem Herzen. Darum strebte er täglich den Glanz seines Hauses zu mehren, und das Schöne mit dem Schönsten zu wechseln. Aber dennoch fand er nicht Friede in seinem Herzen, und ward immer mißmuthiger und der Schlaf entwich von seinen Augen.

Da sprach er in seinem Herzen: was soll mir das Leben? Es kann mir nichts Höheres und Besseres werden, als ich besitze von Jugend auf, und ich weiß nun, daß alles eitel ist unter der Sonne, und meine Seele hat Eckel an allem.

So gieng Baruch umher in schwermüthigen Gedanken, und betrübte sein Weib und sein ganzes Haus so daß man sagte: es plaget ihn ein böser Geist! Darum gedachte er seiner Tage ein Ende zu machen daß er der Plage los würde. —

Da vernahm Baruch, daß in der Stadt Memphis, im Lande Mizraim, ein weiser Mann wohne, ein Prophet, dem Gott die Weisheit in das Herz gegeben, also daß er zu rathen wisse in allen Dingen. Und Baruch beschloß, sich aufzumachen und seines Rathes zu begehren.

Und Baruch rief dem treusten seiner Diener, Namens Malchi, und sprach: wohlan, rüste mir zwei Kameele, und belade eines derselben mit Gold, Silber und edlen Steinen, und den köstlichsten Gewürzen Arabiens! Und Malchi that, wie ihm sein Herr geboten hatte. Baruch aber segnete sein Weib und seine Kinder, und machte sich auf, er und sein

Diener, und sie zogen von dannen über das Gebirge durch die Wüste nach Mizraim. —

Also zogen sie mit ihren Thieren sieben Tagereisen, und abermals sieben Tagereisen in der Wüste; aber sie erreichten das Land nicht. Denn der Engel des Herrn hatte sie mit Blindheit geschlagen, daß sie des Weges fehleten, und wußten nicht links oder rechts. Und es durstete sie und ihre Thiere gar sehr. Denn es war kein Quell noch Brunnen in der Wüste weit und breit, und sie sammelten des Nachts den Thau in ihren Mänteln und saugten daran, ihre Lippen zu netzen.

Da seufzte Baruch und sprach: Gäbe ich nicht gern alle Schätze, die das Kameel führet, und ihrer noch viel mehr aus meinen Gewölben in Damask um einen Becher des Wassers, das in meinen Gärten aus Marmor und Porphyr sprudelt, — und alle meine köstlichen Weine in meinen Kellern für ein Börnlein, das unsere Zunge laben möchte.

Also seufzte Baruch, und der Tag war sehr schwül, und die Hitze nahm überhand und es durstete sie immer mehr, so daß ihre Seelen matt wurden. Da schlachteten sie eines der Kameele, aber es ward schier kein Wasser in ihm gefunden, woran sie sich laben möchten.

Da that Baruch seinen Mund auf und sprach zu Malchi: Ach, du mein treuer Diener und Gefährte, habe ich dich hiehin geführt, daß du meinetwegen sterbest! Meinem Hause daheim war ich eine Plage in meinem Unmuth, und dir nun, mein treuer Malchi, bin ich ein Engel des Verderbens in der Wüste! Und dennoch duldest du, wie ein Lamm, das seinen Mund nicht aufthut vor seinem

Erwürger, und murrest nicht gegen deinen Verderber, der für deine Treue den Fluch über dich bringet! Ach, Malchi, wie soll ich es dir vergelten? — Also redete Baruch.

Aber Malchi antwortete und sprach: Wie sollt' ich meinem Herrn nicht gern folgen bis in den Tod? Hab ich doch deines Brodes gegessen und deines Weins getrunken bis auf diesen Tag. Hab ich der guten Tage genossen, wie sollte ich mich denn des bösen weigern? — Möchte der Herr nur dich aus der Noth erretten, und meine Seele zum Lösegeld nehmen. Bin ich doch der einzelne Mann; aber es trauern um dich ein Weib und sieben Kindlein. —

Und als Malchi diese Worte geredet hatte, da vermocht er nicht ferner. Denn seine Seele wurde matt, und er sank nieder auf die Erde.

Da brach Baruch das Herz, und er fiel auf sein Antlitz in seinem Jammer und weinete und sprach: Ach, Herr, Herr, Gott Himmels und der Erde, verderbe mich! denn ich bin nicht werth der Gnade, die du mir erzeiget hast, und die Last meiner Sünden ruhet schwer auf meiner Seele! Darum verderbe mich, wie es meine Thaten werth sind! —

Und nachdem Baruch diese Worte geredet hatte, verstummte er und weinte sehr.

Siehe, da kam ein Rauschen von fernher aus den Felsen, gleich wie das Rauschen eines Borns. Und Baruch erhob sein Haupt und horchte; also erhob auch das Kameel sein Haupt und neigte das Ohr zu dem Rauschen, und nahete sich dem Felsen. Baruch aber sprach: wird der Engel des Herrn denn ein Wunder thun, und mitten in der

Wüste den Felsen öffnen, daß er uns vom Verderben errette?

Also sprach Baruch und eilte hinzu, und siehe an dem Fuße des Felsen in der Tiefe quoll ein Börnlein mit klarem Wasser, und es strömte kühl und reichlich, und seine Gestalt war lieblich.

Da fiel Baruch von neuem auf sein Antlitz, und weinte und rief: Ach, Herr, Gott, nun erkenne ich in Wahrheit, daß du barmherzig bist und von großer Güte, und daß du Wunder thuest, obwohl ich deiner Barmherzigkeit nicht werth bin!

Baruch aber trank nicht aus dem Börnlein, sondern brachte eilends eine Schaale, und füllete sie und lief hinüber zu seinem Diener Malchi, und wusch ihm die Schläfe und netzte seine Lippen. Da schlug Malchi die Augen auf, und sahe seinen Herrn an. Baruch aber fiel ihm um den Hals und weinte vor Freuden, und rief: O Malchi, du Freund meines Herzens, nicht mehr mein Diener! Ach! daß ich dich gefunden habe! — — Siehe der Engel des Herrn hat uns ein Börnlein gezeigt! darum trink, und erquicke deine Seele, auf daß du lebest und ich auch lebe!

Und nachdem Malchi getrunken hatte, ward seine Seele erquickt, und Baruch führte ihn zu dem Börnlein, und sie nahmen Speise von den Kameelen, die sie mitgebracht hatten, und setzten sich in der Kühlung des Börnleins und aßen und tranken, und wurden satt. Also tränkten sie auch ihr Thier und ruheten aus von ihren Beschwerden, und ihre Seelen wurden erquickt und gestärkt. Und sie blieben daselbst die Nacht bis an den andern Tag.

Als nun die Sonne aufgieng, sprach Malchi zu Baruch, seinem Herrn: Siehe, die Sonne ist aufgegangen. Willst du, so füll' ich die Schläuche, und wir ziehen vorwärts zu dem Propheten im Lande Mizraim gegen Abend. Wir mögen nicht ferne mehr seyn. —

Da lächelte Baruch zu seinem treuen Diener Malchi, und faßte seine Hand und sprach: Mein Bruder Malchi, nicht also! Siehe, der Herr hat mir die Weisheit gegeben, die ich gesucht habe. Wozu bedürfte es des Propheten in Mizraim? Wohlan wir wollen gegen Morgen ziehen, des Weges, den wir gekommen sind.

Darauf füllten sie die Schläuche mit frischem Wasser, und tränkten das Kameel und tranken selber und segneten den Quell, der sie vom Verderben gerettet hatte, und zogen fröhlich ihre Straße.

Und als sie in der Heimath anlangten, zu Damask, saß Thirza, das Weib Baruchs vor den Thoren des Hauses samt ihren sieben Kindlein unter den Palmen, und sie erschrack, als sie Baruch sahe und seinen Diener Malchi. Baruch aber herzte sein Weib und seine Kindlein und weinete vor Freuden.

Da erhob Thirza ihre Stimme und sprach: Gesegnet sey mir der weise Mann Mizraims, der euch so bald wieder heim sendet, und gesegnet sey mir Baruch, mein Geliebter! Denn siehe, deine Gestalt ist eine andere, und dein Antlitz leuchtet mir wie ein Engel des Friedens. Nenne mir doch den Mann Gottes, der den Frieden in deine Seele zurückgerufen hat, daß ich ihn segne!

Da lächelte Baruch und sah sein Weib an, und erzählte alles wie es ihm und Malchi begegnet war

von Anfang bis zu Ende. Darauf sprach er: Siehe, nicht ein Mensch und Prophet, sondern Gott selbst hat mich unterwiesen. In der Wüste habe ich Demuth gelernt; im Börnlein hab' ich die Gnade des Allbarmherzigen und seine Güte erkannt, und in meinem Diener einen Menschen und Freund gefunden! Und nun kehre ich erneuet zurück, und es wohnt der Friede in meinem Herzen, der köstlicher ist denn Gold und Silber, und den mir meine Güter nicht zu geben vermochten.

Also redete Baruch, und sein Wandel war freundlich und schlecht und recht bis an das Ende seiner Tage. Aber von seinen Schätzen that er wohl im ganzen Lande weit umher, und es ward kein Armer gefunden, dem er nicht half in seiner Armuth. Da sagten die Armen, denen er half: wohl mag er mit Recht Baruch genannt werden, denn er ist ein Gesegneter des Herrn und von ihm selber kommt Segen.

Er aber sprach: Siehe, auch dieses hat mich das Börnlein gelehrt.

Und als ein Jahr verschwunden war, zog er hin zu dem Quell mit Malchi seinem Freund, und Weib und Kindern, und weihete den Born und bauete darneben eine Herberge für die Pilger der Wüste.

Den Quell aber nannte er Beor Refah, das heißet, Born der Genesung. Also heißet er bis auf den heutigen Tag. —

8) Die Charitinnen des Sokrates.

Eines Tages wandelte Sokrates mit einigen seiner Jünger in den Gärten des Perikles, und sie redeten von der Kunst und ihrer göttlichen Schönheit.

Da sprach Alcibiades mit leichtfertigem Lächeln: Sage uns doch, o Sokrates, wie kamest du dazu, die Charitinnen zu bilden, und warum verließest du die Kunst, nachdem du dein Meisterwerk vollendet hattest? Möchtest du uns auch noch die Göttin der Weisheit gegeben haben! —

Sokrates erwiederte: Ich will euch die Geschichte meiner Kunst erzählen, und du sollst dann entscheiden, Alcibiades, ob es rathsam ist, daß ich noch einmal den Meisel ergreife.

Als Jüngling liebt ich die Kunst mit ganzem Herzen, und besuchte die Werkstätten der Meister, und die Tempel der Götter; denn ich hoffte in jenen die menschliche Lehre zu finden, in diesen die göttliche Begeisterung zu empfangen.

In dieser Absicht gieng ich einst in einen kleinen alten Tempel an der Gränze des attischen Landes, der den Charitinnen geweihet war. Die Einfalt seiner Gestalt lud mich ein, und ich sprach zu mir selbst: findest du auch nichts für deine Kunst — denn wie sollte sich hiehin ein Marmorbild verirren? — so kannst du doch hier den Sinn für die Einfalt in dir nähren und pflegen. Denn auch dieser, meinte ich, dürfte dem Künstler nicht fehlen. — So trat ich herein.

An dem Pförtchen des kleinen Tempels begegnete mir ein Greis von ehrwürdiger freundlicher Gestalt. Was suchest du hier, mein Sohn, fragte er mit sanfter Stimme und holdseligem Antlitz.

Ich sagte ihm, daß ich ein Jünger der Kunst sey, und um mich zu bilden die Tempel besuche.

Wohl mein Sohn, erwiederte er, daß du mit dir selber beginnest, und dich dem Göttlichen nahest,

um es vorher in dir selbst zu erzeugen, ehe du es darzustellen wagst. Dein Streben soll nicht unbelohnt bleiben. Ich will dir zeigen, was du in ganz Griechenland vergeblich suchen würdest — die ältesten und ersten Bilder der Charitinnen.

Darauf zeigte er mir drei viereckige grobgehauene Steine, und sprach: Siehe, diese sind es! — Ich sah ihn an und verstummte. — Er aber lächelte und sprach: findest du es seltsam, daß das Göttliche eher in dem Herzen des Menschen war, als sein Mund oder seine Hand es auszudrücken vermochte? — Wohlan, ehre du es dadurch, daß du es würdig darstellest! — Jetzt ruft mich meine Pflicht. Ich bin der Priester des Tempels. — Er gieng, und ließ mich in seltsamer Empfindung.

Ich aber wandelte nach Athen zurück, und bildete die Charitinnen. Ihr kennet sie. —

Ich brachte sie dem Priester zum Geschenk in seinen Tempel. — Mit schüchterner Hand bot ich sie ihm dar.

Wohl! mein Sohn, sagte der freundliche Greis, du hast dein Werk mit Fleiß und Liebe vollendet! — Aber, fuhr er ernsthaft fort, sage mir, hast du dir selbst auch genug gethan?

Ach, nein! erwiederte ich mit Wehmuth — ich habe ein höheres Bild in meiner Seele, und ich fühle wohl, es ist der Hand unerreichbar.

Da legte der Greis seine Hand auf meine Schulter und sprach mit unaussprechlicher Anmuth. Wohlan denn, so gieb deine Bilder in die Säle der Reichen zu Athen, und laß uns unsere Steine. Siehe, mein Sohn, wir haben in unserer Einfalt den Glauben, darum genüget uns das einfache Zeichen —

jene aber haben nur das Wissen, deßhalb bedürfen sie des künstlichen Bildes. Dir aber rathe ich, erkenne den göttlichen Keim, der in dir und in jeglichem Menschenherzen liegt und pflege sein, so wirst du in und außer dir das Gottliche erzeugen! — Damit verließ er mich.

Ich aber kehrte zurück mit meinen Bildern, und dachte, in mich selbst versenkt, den Worten des Greises nach, der mir wie ein göttliches Wesen erschien. So stand ich einstmals eine ganze Nacht, über meinem Haupte den gestirnten Himmel, zu meinen Füßen die verhüllete Erde, — und als die Sonne aufgieng, da ward es auch helle und licht in mir selber. Ich erkannte die ewige Charis, die Liebe, in mir und außer mir — ich tetete, eilte zur Heimath, legte meinen Meisel zu den Fußen meiner Grazienbilder, gieng hinaus und suchte — und da fand ich euch, meine Lieben.

Seyd ihr nicht der herrlichste Abdruck der göttlichen Charis, und werd ich nicht in solchen Bildern länger leben, als in dem kalten zerbrechlichen Marmor? —

So redete Sokrates und blickte mit verklärterem Auge in dem Kreise seiner geliebten Jünger umher. Dichter schloß sich der Kreis um ihn, der tiefe und zartsinnige Platon faßte die Rechte seines Lehrers und blickte schweigend in sein Antlitz. Der gutmüthige Apollodor hielt seine Linke und weinete. Alcibiades aber stand und blickte zur Erde; seine Wangen glüheten.

Die Sonne gieng eben unter. Sie wandelten schweigend zur Heimath.

9) Der Tempel zu Memphis.

Als Pythagoras, der Weise von Samos, in Aegypten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu schöpfen, geleiteten ihn die Priester in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß, wie ein Gebirge lag das Wundergebäu in der Dämmerung des Morgens. —

Wie haben Menschenhände diese Felsenmassen emporgehoben? rief der Grieche voll Erstaunen. Die vereinte Kraft, antwortete der Priester, vermag alles, wenn ein Geist sie leitet.

Jetzt thaten sich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und standen schweigend zwischen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuseln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geisterstimmen.

Da ergriff ein Schauer den jungen Weisen von Samos, daß ihm ein Zittern ankam, und er lehnte sich an das Gemäuer und weinte.

Da trat ein Priester zu ihm und sprach: Was weinest du?

Pythagoras aber schwieg; eine Weile darauf antwortete er: Ach, lasset mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbaren Nähe des Wesens, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage!

Da sprach der Priester: Heil dir, mein Sohn in deiner Demuth! Sie führet dich zur Gottheit, der dieses Heiligthum erbauet ward. Wohlan, des Gebäudes hehre Gestalt führe dich nun auch wieder versöhnend zur Menschheit zurück.

Bedenke, daß dieser Tempel in eines Menschen

Brust war, ehe er aus den Felsen empor stieg. Trockne deine Thränen und wandle fröhlich!

10) Cains Klagen.

Als Cain in dem Lande Nod wohnte, jenseits Eden gegen den Morgen, saß er eines Tages unter einer Terebinthe, und hielt sein Haupt auf seine Hände gestützt und seufzte. Sein Weib aber war hinausgegangen ihn zu suchen, und trug ihren Säugling Hanoch auf den Armen. Als sie ihn nun gefunden hatte, stand sie lange neben ihm unter der Terebinthe, und hörete das Seufzen Cains.

Da sprach sie zu ihm: Cain, warum seufzest du, und ist denn deines Jammerns kein Ende? — Da erschrack er, hob sein Haupt empor und sprach: Ach, bist du es Zilla? — Siehe meine Sünde ist großer, als daß sie mir vergeben werden möge! — Und als er dieses gesagt hatte, senkte er von neuem sein Haupt und bedeckte seine Augen mit der hohlen Hand.

Sein Weib aber sprach mit sanfter Stimme: Ach, Cain, der Herr ist barmherzig und von großer Güte. —

Als Cain diese Worte hörte, da erschrack er von neuem und sprach: O, soll auch deine Zunge mir ein Stachel werden, der mir das Herz durchbohre! — Sie aber antwortete: Das sey ferne von mir. So höre doch, Cain! und schaue um dich her. Blühen nicht unsere Saaten, und haben wir nicht schon zweimal reichlich geärndtet? Ist uns denn der Herr nicht gnädig, und thut uns mildiglich wohl?

Cain antwortete: Dir, Zilla, Dir! und deinem Hanoch! Nicht mir! Ich erkenne nur in seiner Güte, wie ferne ich von ihm war, als ich Abel — erschlug.

Da unterbrach ihn Zilla und sprach: Bauest du denn nicht den Acker, Cain, und streuest den Saamen in die Furche; und dir leuchtet die Morgenröthe, wie in Eden, und der Thau glänzet an den Blumen und Halmen. —

Ach, Zilla, mein armes Weib, erwiederte Cain, ich sehe in der Morgenröthe nur das blutende Haupt Abels, und in dem Thau hängt mir an jedem Halm eine Thräne, und an jeder Blume ein blutiger Tropfen! Und wenn die Sonne aufgehet, erblicke ich hinter mir in meinem Schatten Abel den Erschlagenen, und vor mir mich selber, der ihn erschlug. — Hat nicht das Rieseln des Baches eine Stimme, die um Abel klaget, und schwebet mir nicht im Hauch des kühlen Windes sein Odem entgegen? Ach, schrecklicher als das Wort des Zürnens, das im Donner redete, und mir zurief: wo ist dein Bruder Abel? ist mir die leise Stimme, die mich überall umfleußt! — Nur der Mittag ist meine Stunde, wenn die Sonne meinen Scheitel sengt, und mein Schweiß in die Furchen treuft, und kein Schatten mich umgiebt! —

Da sprach Zilla: O, Cain mein Geliebter! Siehe, dort kommen unsere Lämmer! Weiß wie die Lilien des Feldes, und ihre Euter voll Milch hüpfen sie fröhlich zur Hürde, im Glanz der Abendröthe.

Cain sah hin mit stierem Blick und rief: Ach, das sind Abels Schaafe! Sind sie nicht roth von

Abels Blut? Ihr Blöken klaget um Abel! Ist es nicht die Stimme des Jammerns? — Was könnte denn Cain gehören?

Da weinte Zilla und sprach: Bin ich denn nicht Zilla, dein Weib, die dich liebet? —

Er aber erwiederte: Wie kannst du Cain lieben, der sich selbst nicht liebt? Was hast du von mir, denn Thränen und Seufzen — — — Wie könntest du Cain lieben, der Abel erschlug? —

Da reichte sie ihm Hanoch dar, ihr Kindlein, und das Kind lächelte seinen Vater an.

Da warf sich Cain auf sein Angesicht unter der Terebinthe, schluchzete und rief: Ach, auch noch das Lächeln der Unschuld muß ich sehen! Es ist nicht das Lächeln des Sohnes Cain — es ist Abels Lächeln! — Es ist Abels Lächeln, den Cain erschlug! —

So rief er und lag verstummend mit seiner Stirn auf der Erde. Zilla aber lehnte sich an die Terebinthe — denn sie zitterte sehr — und ihre Thranen flossen auf die Erde.

11) Das Wunder.

Eines Tages im Lenze saß Salomo, der Jüngling unter den Palmen in den Gärten seines Vaters des Königs, und schauete vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer, zu ihm und sprach: Was sinnest du so ernst unter den Palmen?

Der Jüngling erhob sein Haupt und antwortete: Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehen!

Der Prophet lächelte und sprach: Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte. —

Und ward er dir gewährt? fragte eilends der Königssohn.

Ein Mann Gottes, fuhr Nathan fort, trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. Sieh, sprach er, was aus diesem Kern werden wird! Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde, und legte den Kern hinein, und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Scholle von einander, und ich sahe zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander und es ward ein runder Stamm, in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: Gieb Acht! und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Aeste aus dem Stamm, gleich wie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte, und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. Siehe, sprach er, bald werden neue Schöpfungen beginnen! —

Darauf faßte er Wasser in seine hole Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreimal die Aeste, und siehe, nun hiengen die Aeste allesamt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten? —

Siehest du nicht, sprach der Mann Gottes, die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünen Blättern hervorsprosset und in Büscheln herniederhängt.

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern, und streuete die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken hernie-derschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hiengen zwischen den Blättern die rothen Granat-äpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Arons. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: Wo ist er? wie heißt der Nahme des göttlichen Mannes? Lebet er noch? —

Da erwiederte Nathan: Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt. —

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er-betrübt in seinem Herzen und sprach: Wie vermagst du mich also zu täuschen? —

Nathan aber fuhr fort: Ich habe dich nicht ge-täuscht, Sohn Isai. Siehe in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschiehet nicht jetzt an jegli-chem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige? —

Ja sagte Salomo, aber unbemerkt und in langer Zeit?

Da antwortete Nathan: Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte, es wäre um desto göttlicher.

Erkenne erst die Natur, sprach er darauf, und ihr Wirken! dann wirst du leicht an ein höheres glauben, und nicht nach Wundern einer Menschen-hand dich sehnen.

12) Thamyris.

Zu den Schülern des göttlichen Plato gesellte sich ein junger Dichter, begabt mit schöpferischem Geist und herrlichen Anlagen. Seine Gesänge wurden gepriesen von allen, die ihn kannten, und Hellas versprach sich von ihm einen andern Sophokles oder Pindarus.

Aber ihn betäubte das Lob der Menge und es blähete ihn auf, also daß er verächtlich redete von Hesiodus und Aeschylus und andern Meistern des Gesanges.

Dieses schmerzte den göttlichen Weisen, und er wünschte die Seele des eiteln Jünglings zu heilen. — Ich würde mich, sprach er, um das Vaterland verdienter machen, als wenn ich ihm eine Provinz gewönne. Denn die heilige Dichtkunst ward dem Menschen gegeben, ihn über die Erde zu erheben. Aber sie ist nicht das Eigenthum kranker Seelen. —

An einem Frülingsabend trat der junge Dichter zu Plato, als er in dem Garten des Akademus einsam wandelte. Der Jüngling redete den Weisen an und sprach: Ich habe nun beinahe mein Gedicht vollendet, das Hellas entzücken, und mir den ewigen Lorbeer erwerben soll!

Ich wünsche dir Glück, antwortete Plato, wenn es dir gelang. —

Und wie sollt' es nicht, erwiederte hastig der Jüngling.

Plato sagte darauf: Die Gabe des Gesanges, mein Lieber, kommt von den Göttern, so verleihen sie auch das Gelingen. Du aber scheinest nicht

an sie — sondern nur allein an dich selber zu denken.

Der Jüngling: Ich fühle die Gottheit in mir.

Plato: Besser, du fühltest dich in der Gottheit.

Der Jüngling: Ist denn beides nicht einerlei?

Plato: Keinesweges. Jetzt redest du nur von dir, und denkst und glaubest allein an dich und deine Kraft. In dem andern Fall würdest du schweigen und singen. Menschenruhm und das Lob der Menge ist dein erstes Streben. Das Heilige, mein Theurer, sollte dem Irdischen vorhergehen.

Der Jüngling: Ich verstehe dich nicht, Plato.

Plato: Ich will mit dem Vater der Sänger und Seher zu dir reden. Willst du ihn, wie ich höre, auch nicht für den Unerreichbaren gelten lassen, so ist er doch der Aeltere, und es ist die Pflicht des Jüngeren, die Alten zu hören.

Der Jüngling: Wohl! ich laß' es mir gefallen, obwohl er mir nie das Muster des Höchsten werden wird. Aber rede.

Plato: Er lehret uns doch manche Weisheit in seinen alten Sagen, die du nicht verschmähen wirst. Wohlan, vernimm eine derselben.

Plato führte den Jüngling in eine duftende Laube, sie setzten sich, und der Weise erzählte:

Thamyris, der liebliche Sänger Thraciens, kam zum König Emytos von Oechalien, der ihn herrlich belohnte für seinen Gesang, und ihn ehrte als einen

Liebling der Musen. — Aber das königliche Lob und der glänzende Lohn verdarben den trefflichen Sänger. Denn sich vermessend prahlt' er laut, zu siegen im Liede und sängen auch selber gegen ihn die Musen.

Die Musen, die damals noch unter den Sterblichen wandelten, begegneten ihm auf seinem Wege, und ahndeten seine Vermessenheit. Sie straften ihn mit Blindheit und ach! sie nahmen ihm auch die holde Gabe des Gesanges, und die Kunst der tönenden Harfe.

Wie vermochten die Götter, fragte der Jüngling, das Göttliche, das sie dem Sänger verliehen hatten, sich selbst widersprechend in ihm zu vernichten?

Nicht sie, antwortete Plato, — er selbst vernichtete es. Mit seinem Dünkel begann seine Blindheit und seine Strafe. — —

Aber höre, fuhr der Weise fort, was ferner die alte Sage hinzufügt. — Die Musen vernichteten das Göttliche nicht; sie ließen die Seele des Thamyris in eine Nachtigall übergehn.

Höreſt du sie dort in den Platanen? — Kenneſt du die Lieblingin der Musen? Ihre Gestalt ist die einfachste und schmuckloseste; sie verbirgt sich in dem dunkeln Gebüsch und läßt am liebsten in stiller Nacht ihren melodischen Gesang ertönen. Sie weiß es nicht, daß sie die Seele eines Thamyris in ihrem zarten Busen trägt.

Plato schwieg und horchte dem Gesange der Nachtigall. Der Jüngling stand auf und verließ den göttlichen Weisen mit erbitterter Seele, und, die

Lehren der Natur und Weisheit verschmähend, kehrete er niemals in die Gärten des Akademus zurück.

Aber der Name des Jünglings wird auch nicht genannt unter den hellenischen Sängern.

13) Die Schöpfung der Raupe.

Als die ersten Menschen um ihrer Schuld willen aus Eden verbannet waren, und schon der fromme Abel unter der schweren Hand seines Bruders sein Leben ausgehaucht hatte, trat der Todesengel vor Jehova und sprach: Das Urtheil des Todes ist über die Erde ausgesprochen, und der Mensch zeiget sich seines Schicksals würdig. So verleihe mir denn die Gewalt, einige Geschöpfe zu Dienern des Verderbens hervorzubringen, und andere umzuschaffen, daß sie mich in meinem Werk unterstützen.

Jehovah winkte Erhörung. Da schwebte der Engel des Herrn hernieder, und gab dem Löwen die furchtbare Kralle, und den nach Blut lechzenden Rachen; sein Gebrüll erschütterte zum erstenmal das Gefild, und statt des gekräuselten Haares, das seinen Hals geschmückt hatte, rollte die gelbe Mähne von seinem Nacken. Der Tiger und Leopard, die bisher unter den Lämmern geweidet hatten, bekamen das fleckige Fell und mit ihm die tückische Blutgier. Geier und Adler schrieen in den Lüften, und brachten in ihren zackigen Klauen Tod und Verderben in die Thäler hinab. In den Felsenritzen lauerte die giftgeschwollene Natter.

Der Schutzgeist der Erde trauerte. Es war ein Zwiespalt in der Natur. Selbst der Engel des Todes erschrack vor seinen Gebilden. Aber er tröstete sich selber und sprach: Schaffet sich nicht der

Mensch selbst seine Welt? Er verschmähete die Ruhe und den Frieden, und wollte den Kampf statt der Herrschaft. Wie kann ich denn anders als schrecklich seyn, auf entweiheter Erde? —

Er sprachs und wies den schrecklichsten Ungeheuern die Wüste zum Aufenthalt an, und die Stunden der Nacht zum Rauben. — Denn bei den Himmlischen ist auch die strenge Gerechtigkeit nie ohne Liebe.

Darauf schwebte der Engel des Verderbens zu den Wohnungen der ersten Menschenfamilie, und ließ sich hernieder in einen kleinen Garten, wo Mirza, Abels geliebte und traurende Schwester, Bäume und Blumen erzog. Es war ein kleines Bild von Eden, voll kühler Schatten und lieblicher Wohlgerüche und Blüthen.

Sinnend stand hier der himmlische Bothe, gerührt von der Unschuld und Liebe Mirza's. Muß ich der frommen Dulderin noch ein neues Leiden schaffen? sprach er. — Nun es sey! Dem frommen Sinne entblühet auch aus Leiden Freude. — Und gehört sie nicht auch zu dem Geschlecht der Gefallenen? Die Saat der Sünde ist ewig! Auch hier habe die Vergänglichkeit ihre Diener!

Er neigete seinen Stab, und aus dem Staube, den er berührte, quoll eine gefräßige Raupe. Sie begann sogleich die Pflanzen ringsumher zu verzehren, und zernagte Blätter und Blüthen des nächsten Bäumchens.

Bald darauf kam Mirza in ihr Gärtchen und erschrack, als sie die Verwüstung an Blättern und

Blüthen entdeckte. Da sie aber näher hinzutrat, und das seltsame Thier mit dem nagenden Gebiß an den Zweigen erblickte, erschrack Mirza noch mehr, und lief zu ihrem Bruder Seth. Siehe, sprach sie, eine Schlange verzehret mein Gebüsch, und sitzet an den Zweigen.

Da kam Seth in das Gärtlein, und nachdem er die Raupe beschauet, sprach er: Nicht doch, Mirza! die Furcht hat dir das Thier schrecklicher vorgebildet. Die Schlange kreucht auf ihrem Bauch; dieses Thier aber hat Füße und ist ein anderes Gewürm, das wie ein Schaaf von den Blättern lebt. Ich will es zertreten! — Darauf schüttelte der Knabe den Baum, daß die Raupe zur Erde fiel.

Ach nein, flehete Mirza, erschlag es nicht! Essen wir nicht auch die Frucht des Baumes? Das Thier weiß nicht, daß es mein Gärtchen und meine Freude ist. Darum erschlag es nicht. Ich will ihm geben, daß es genug habe und den Pflanzen nicht schade.

Da sagte der Knabe: Sind uns denn nicht die Thiere unterthan, und in unsere Gewalt gegeben?

Aber es ist doch besser, antwortete Mirza, Milde und Sanftmuth üben, denn Gewalt. So laß ihm das Leben!

Darauf machte Mirza ein Gehege um die Raupe und gab ihr von den Blättern und Blüthen der Bäume am Abend und Morgen, mehr denn sie verzehren konnte. —

Als der himmlische Bothe dieses sah, da ward er gerührt und sprach: Der Mensch hat doch nicht

ganz das göttliche Ebenbild verloren. Er vermag, selbst dem Feinde wohlzuthun, und Böses mit Gutem zu vergelten. — Der Engel stand sinnend; darauf sprach er: Es ist billig, daß dem Guten das Schöne begegne! — Er berührte das nagende Gewürm mit seinem Stabe. Die Raupe empfieng die wundersame Kraft, sich selbst ihr Todtengehäuse zu bauen. — Alles dieses geschah um die Zeit der Abenddämmerung.

Am andern Morgen in der Frühe trat Mirza in ihr Gärtchen, und blickte in das Gehege der Raupe, aber sie fand sie nicht. O, sie wird noch schlafen, sagte sie in kindlicher Weise, aber ich will sie nicht wecken, sondern Blätter sammeln, so lange noch der Thau darauf liegt. — So sammelte sie Blüthen und Blätter. Denn Mirza hatte das Thier durch Wohlthun lieb gewonnen, und sie trug die ganze Natur an ihrem Herzen, seit Abel nicht mehr mit ihr wandelte. —

Als Mirza nun mit den Blüthen und Blättern hinzutrat, fand sie ein Gehäuse, glänzend und schön, wie ein silberfarbenes Gewölk. Und sie stand und erstaunete, und sie rief ihrem Vater und der Mutter sammt allen Genossen des Hauses und sprach: Sehet, welch ein Geschöpf hab' ich erzogen! Jetzt ist es todt, und ruhet in einem wundersamen Grabe. — Wer weiß, ob es nicht von neuem hervorkommt.

Also redete Mirza, mit prophetischem Geiste. Sie wußte aber nicht, daß sie die Gabe der Weissagung hatie.

Adam aber ihr Vater sagte: Wer mag solches

ergründen! Anfang und Ende ist vor den Augen der Menschen verborgen. Doch mag das neue Ereigniß nicht ohne Lehre und Weisheit seyn. Wohlan, lasset es uns in unsere Hütte tragen!

Also trugen sie die Hülle des Thieres in ihre Wohnung. Mirza aber sprach: Ich freue mich nun, daß ich sein bis an den Tod gepfleget habe.

Also lag nun die Hülle des unbekannten Thieres in der Wohnung der Menschen, ihnen ein Bild Abels, des Erstentschlafenen. Als sie nun eines Morgens versammelt waren, und von dem Tode redeten mit wehmüthigem Herzen, siehe, da erhob sich plötzlich ein leises Säuseln und das Todtengehäuse bewegte sich von selber. Nun traten sie alle hinzu und schaueten auf die Hülle voll stiller Erwartung.

Da zerbarst plötzlich das silberfarbige Grab und siehe, es kam ein lebendes Wesen hervor aus dem engen Gehäuse, und zitterte und entfaltete ein doppeltes Flügelpaar. Die Flügel aber waren blau, gleich wie Saphir und das Gewölbe des Himmels, wenn es klar ist, und mit einem goldnen Saum rings umgeben, und jeder Fittig war eine Spanne lang und breit. Und auf dem zerborstenen Gehäuse lag ein röthlicher Tropfen, wie Blut. Das neugeborne Thier aber schwebte mit säuselnden Flügeln hinaus über den Düften der blühenden Bäume.

Da erfüllete heilige Bewunderung und Freude die Herzen der ersten Menschen, und sie dachten an Abel den Erstling der Entschlafenen. Und ihre Augen wurden eröffnet, daß sie die Gestalt Abels sahen wie eines Engels.

Und sie vernahmen die Stimme des Todesen-

gels, welche sprach: Sehet, aus dem Tode keimet Leben, und Tage wandeln sich in Ewigkeiten. Dem reinen Sinn und kindlichen Glauben wird gegeben, die Wahrheit im Bilde zu schauen.

Seit diesem Tage trauerte Mirza nicht mehr um Abel, und die ersten Menschen gedachten von nun an des Todes mit freudiger Hoffnung.

14) Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften, die höchsten Wächter seines Reiches, um seinen verborgenen Thron.

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen seine Brüder, hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder erwürgen.“

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen; so fuhr der Engel der Wahrheit fort, und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.“

So sprachen die Engel aller Eigenschaften Jehovahs, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde, einen Liebling deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle deine Boten ihn verlassen, will ich ihn suchen, und ihm beistehen, und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Eben weil

er schwach ist, will ich sein Herz mitleidig machen, und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit beleidigt; so sollen die Folgen seines Irrthums selbst ihn sanft zurückführen und liebreich bessern."

Der Vater der Menschen erhörte sie und bildete den Menschen. Ein fehlbar-schwaches Geschöpf; aber in seinen Fehlern selbst ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlassenden bessernden Liebe.

Erinnere dich deines Ursprungs, o Mensch, wenn du gegen Andere hart und unbillig bist. Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereichet.

15) Der Vogel unsterblicher Wahrheit.

In der Mitte des Paradieses standen die beiden wunderbarsten Bäume der Welt: der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen, war den Menschen erlaubt, von jenem zu kosten, war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals der König des ganzen gefiederten Reiches, Er nur nistete in diesen Zweigen und aß von ihrer unsterblichen Götterspeise.

Lüstern trat Eva hinzu und wollte kosten; als fürchterlich auf dem Baume der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob und weissagete: „Betrogene, wo irrest du hin? Was zu erblicken, eröffnest du dir die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise, dich arm zu fühlen, willst du eine Göttin werden?" — Aber Eva's Blick hing an der täuschen-

den Frucht und an ihrem listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot, und hörte nicht auf des weissagenden Vogels Stimme.

Als über alle Geschöpfe der Tod kam, ward Phönix ausgesondert, auf ewige Zeiten der schuldlose Zeuge des Paradieses zu werden Zwar mußte auch Er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen, wie die Verführten; König, der itzt einander feindseligen Vögel, wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen ruhigen Thron nahm itzt ein Raubvogel ein, der blutgierige Adler. Auch die Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickern vergifteten Luft der Erde nicht anders als durch Verwandlung werden; aber durch eine Verwandlung, die nach Jahrhunderten erst, und dann schnell und herrlich ihn wieder verjüngte. Wenn seine Stunde herannahet, ist ihm vergönnt, ins Paradies zu fliegen. Vom Baume des Lebens und vom Baume der Erkenntniß bricht er sich da die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod; die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück und trauert um das Paradies; der schöne, einzige, von unsrer Welt selten gesehene, und noch seltener befolgte Vogel der unsterblichen Wahrheit.

16) Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir, was du willst; es soll dir werden.“ Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches

nicht gereuen möge? Ehre und Ansehen habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreuste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten; denn sie liebt mich, wie ich sie liebe: und mit ihr empfange ich alles andere. Nicht nur Ehre und Reichthum, sondern auch das Herz meines gütigen Wohlthäters; denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater." — Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret.

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll, und ich will dir's geben." Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen. Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseits des Grabes.

17) Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß, und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinem prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Thiere) und neigte sein Ohr, zu hören, was sie sagten. „Siehe, sprach die Lilie, den Kö-

nig; er gehet mich stolz vorüber, und ich Demüthige bin herrlicher, als Er.“ — Und der Palmbaum webte seine Zweige und sprach: „Da kommt er, die Bedrückung seines Landes, und dennoch singen sie ihm, daß er ein Palmbaum sey. Wo sind denn seine Früchte, seine Zweige, mit denen er Menschen erquickt?“ — Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „Wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht, so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebt.“ — Und die Turteltaube girrte zu ihrem Gatten: „Von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern, wie ich dich klagen würde, mein Einziger.“ — Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt, und kam zum Neste des Storches, der seine Jungen erzog, und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut, sprach der Storch zu seinen Jungen, der König Salomo seinem Sohne Rehabeam nicht; darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen; Fremde werden herrschen in dem, was er bauete.“ — Da entwich der König in seine innerste Kammer, und war still und traurig.

Und als er so im tiefen Nachdenken saß, siehe, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit Gottes, unsichtbar vor ihn und berührte sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage. Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohnes sein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser; seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken; die Stadt verwüstet; das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande.

Erschrocken fuhr er aus dem Schlafe empor, und siehe da stand mit weinendem Auge die Freundin seiner Jugend sichtbar vor ihm, und sprach: „Du hast gesehen, was nach diesem geschehen wird, und zu allem diesem hast du den Grund gelegt. Es stehet nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern; denn du kannst dem Strome nicht gebieten, daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend, daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpft, und ich, die Verlaßne deiner Jugend, kann deine Gespielin nicht mehr seyn im Lande des irdischen Lebens.“ — Sie verschwand mit einem mitleidigen Blicke, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein trauriges Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

18) Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen lächelten; sie that für ihre Kinder mehr durch holde bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war,

emsig gearbeitet, und, ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost, zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen; — Gott, wie oft und wie gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig,

als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von weitem rief: Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie hier spielen? Hülfe! Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

Junges Weib! sagte der Wandrer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath: seht wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie, das wird ein Hund nicht thun; aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es; und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann, und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er erst an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte ach die Natter war es, ja so eine Natter hat unsere liebe Franziska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank, die Schlange war nicht giftig; der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen; und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrthenkränzen zieren.

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah sich mit weit offnen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

19) Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte. „Warum weinst du, armes Weib?“ „Wohl ein armes Weib,“ antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Haabe; alles übrige hat mir der Kaliph genommen.“ „Und worin bestand deine übrige Haabe?“ fragte Benbächir verwundert. „Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier geboren und erzogen, unsere gemeinschaftliche Liebe nahm hier ihren Anfang; wir wurden Gatten, genossen die Zufriedenheit wahrer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit, — noch auf dem Sterbebette bat mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsre Väter hinterlassen hätten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter alles nimmt.“ „Und aus welchem Grunde,“ fragte der Kadi, „nahm dir der Kaliph dein Grundstück?“

„Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen,“ antwortete die Wittwe. — Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst: er hat so viele Palläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume! —

„Und welchen Ersatz gab er dir?“ fragte Ben-

bächir. „Ersatz? keinen!“ antwortete die Wittwe; „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbieten; wie ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt.“

„Hast du ihm deine traurige Lage nicht vorgestellt?“ erwiederte der Kadi. — „Ich warf mich vor ihm nieder,“ antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füße, und bat und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab.“ — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren. — „Und dein Bitten vermochte nichts über ihn?“ fragte Benbächir theilnehmend. — „Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!“ antwortete sie weinend. — Benbächir hob die Augen gen Himmel. Allmächtiger! seufzte er, Vater der Menschen! Er stellt dich hier auf Erden vor, und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? — „Weib,“ sagte er entschlossen nach dieser stillen Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit, und folge mir von ferne. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?“

„Er befindet sich eben jetzt,“ antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. — Aber was willst du mit dem Esel?“ — „Sey unbesorgt und folge mir!“ — versetzte der Kadi. — Benbächir nahm den Esel, und suchte den Kaliphen auf. — Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich. „Ich habe dich so lange nicht gesehen,

Benbächir," sagte er zu ihm, „und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?"

„Erhabner Beherrscher der Gläubigen," antwortete Benbächir, „ich habe so eben ein armes Weib gesprochen, welchem — „Ich errathe, was folgen wird," unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Tone, „und will nichts weiter hören. Die Halsstärrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr, über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebieten?" — „Deine Macht," erwiederte Benbächir, „ist hierauf Erden unbegränzt. Auch verlangt die arme Wittwe ihr ehemaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bettelt blos um ein kleines Andenken, und wenn du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack, zufolge ihres Wunsches, mit Erde."

„Die kann sie haben," erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte. — Bald, Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Pallast errichtet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann."

„So?" — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. — „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabner Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste." — „Sie sey dir gestattet," versetzte der Kaliph. „Der Sack ist gefüllt," fuhr Benbächir fort, „und nun, erhabner Beherrscher der Gläubigen, flehe ich um deinen Beistand, ihn auf den Esel zu laden." —

„Welche befremdende Bitte!“ rief der Kaliph, „wie kannst du dies von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll dir helfen.“ — „Erlaube, Beherrscher der Gläubigen,“ erwiederte der Kadi, „daß ich dich um diese Gnade bitte — daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen.“ — „Wahnsinniger,“ rief der Kaliph, „die Last ist zu schwer für mich!“ — „Zu schwer?“ sagte Benbächir; „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr! und du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? an welchem nicht bloß dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Palläſten und Thürmen, welche du darauf erbauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürfte? — Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt Tausende in's Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher du mit deinem Sklaven in gleichem Range stehst!“ — „Mit meinem Sklaven in gleichem Range?“ wiederholte der Kaliph. „Ich irre mich,“ faßte Benbächir wieder das Wort, „dein größrer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und Du von allem, was wir insgesammt besitzen. Leb' wohl — verzeih deinem Sklaven die Verwegenheit.“ —

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück. „Dir verzeihen?“ sagte er; „ich bin dir Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurück hältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angränzen, um eben so viel vergrößert werden. Und Du verläßt nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben, dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheut, der Wahrheit zu opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht und davon zurückhält; du sollst der meinige in Zukunft seyn.“

20) Hermann.

Als der Römer Stolz und Raubsucht in das bisher von fremder Beherrschung freie Land der Deutschen einbrach, ward Hermann dem Sigmar, einem edlen Cherusker, im Harzlande geboren.

Kaiser August zieht den hochherzigen feurigen Jüngling, als Befehlshaber deutscher Hülfsvölker, nach Rom; auch den Bruder desselben, Flavius, eines deutschen Namens unwerth. Im Genuß der Hofgunst, in der Ueppigkeit Italiens soll Hermann das arme, rauhe Vaterland vergessen lernen. Seine Tapferkeit, mit den Würden römischer Bürgerschaft und Ritterehre belohnt, soll für die Römer erglühen. Aber nur sein Arm ist bei ihnen, nicht sein Herz. Unter den Römern selbst rüstet er sich gegen sie durch vollkommnere Kriegsübung. Dann kehrt

er, nach Sigmars Tode, in sein Land zurück, von August gern entlassen, welcher thöricht wähnet, den ungemeinen Jüngling durch das Gemeine, durch den persönlichen Vortheil, gewonnen zu haben.

Hermann hat einsehen lernen, daß durch vereinigtes Wirken Aller, nach Einem Plan, unter Einem Oberhaupt, die Römer ihre Siege erfechten; daß durch Mangel an Vereinigung, aus Freiheitsliebe oder Neid, durch planloses Kämpfen unter mehreren Anführern, die Deutschen ihre Niederlagen erleiden. Die Getrennten also zu vereinigen unter Einem Kriegsoberhaupt: das ist sein großer Gedanke. Er führt ihn aus.

Bedrückung und Räuberei des Q. Varus, römischen Statthalters zwischen Elbe und Rhein, der nicht als Bundesgenossen, sondern als Ueberwundene die Deutschen behandelt, und, noch nicht zufrieden mit ihrer Habe, auch Gesetz, Sitte, Verfassung, selbst die Sprache nehmen will, erweckt Sehnsucht nach einem Retter.

Hermann kündigt bei einem feierlichen Volksmahl als einen Solchen sich an durch lautere Freiheitsliebe, freudigen Muth, ungewöhnliche Einsicht und Kriegskunst. Die Katten, die Kauzer, die Bructerer, die Sigambern, die Cherusker und andere wählen ihn zum allgemeinen Heerführer. Man beschließt die trügerischen Römer mit gleichen Waffen zu bekämpfen.

Sie von ihren Verschanzungen hinweg in verderbliche Wildnisse zu locken, ordnet Hermann jenseit der Weser unter den Emsländern einen Aufstand an. Als Varus ihn, den Landeskundigen und vermeinten Römergünstling, um Rath fragt, „was

zu thun sey?“ antwortet er: „Unterdrückung des glimmenden Feuers im Entstehen.“ Was auch Segest, ein Cherusker, zugleich ein Bürger und Günstling Roms, Hermanns Nebenbuhler um Feldherrnwürde, Oheim, Schwiegervater wider Willen, was er auch immer dem Varus von Verrath und Verhaftungen treuloser Rathgeber zuraunen mag, der stolze Römer hört nicht darauf. Hermanns Plane, als dem glänzendsten und kühnsten, ertheilt er den Vorzug, setzt ohne Säumniß sich mit seinem auserlesenen, starken Heer von der Lippe nach der Ems in Bewegung, und giebt Hermann den erwünschten Auftrag, mit schnell aufgerufenen deutschen Hülfsvölkern nachzufolgen. *)

Durch weglose Wildnisse zerstreut und sorglos, wie unter Freunden hinziehend, langt er, des Siegs gewiß, über Hervord und die Werre, in den bruchigen Dickungen der Hase an, dem von Hermann ausersehenen Richtplatz. Anfangs von vorn durch die schon bereitstehenden Bundesbrüder, dann auch im Rücken und in den Seiten vom nacheilenden Hermann ohne Aufhören drei Tage unter Sturm und eisigem Regen, in sumpfiger Waldgegend, wo Kunst nichts, Tapferkeit und Kraft Alles vermögen, bekämpft, wird der Römer und sein Heer, unter dem Düstrupper-Berge, an der Hase, von den Deutschen geschlagen.

Zwischen Elbe und Rhein gilt von neuem deutsches Recht, deutsche Verfassung, Sitte, Sprache.

---

*) Nach Christus 14.

Hermanns Name ist der gepriesenste in Deutschland; in Rom der schrecklichste.

Vier Jahre gehen hin, ohne daß ein neues Römerheer sich über den Rhein wagt: denn Hermanns Bund steht fest, und er an der Spitze. Aber das alte Uebel, Mangel an Einigkeit unter Einem, aus ungemäßigter Freiheitsliebe der Einzelnen hier, aus Neid und Eifersucht anderswo greift schon, je weiter nach außen die Gefahr sich entfernet, desto reger um sich im Innern.

Marbod, Oberhaupt deutscher Stämme jenseit der Elbe, bis Bohmen hinein nennt sich König und Römerfreund. Segest, im Cheruskerlande selbst, erklärt sich mit offener Feindseligkeit gegen den beneideten Hermann und für die Fremden. Deutsche zucken die Waffen gegen Deutsche.

Rasch setzen die lauernden Römer unter Germanicus, Kaiser Tiber's angenommenem Sohne, über den Niederrhein, verwüsten mit dem Rachschwerdt die Gegenden der Ems und der Weser, wollen den lockern Bund durch das Schrecken erschüttern, zertrümmern; ziehn aber, als Hermanns Vortrapp nahet, eilig über den Rhein zurück. *)

Der innere Zwist dauert indessen fort. Segest der Ränkevolle, Verblendete, von seinen eigenen Landsleuten ernstlich befehdet, ruft die Römer zu Hülfe. Froh über diese Entkräftung durch Zwiespalt eilen sie folgenden Jahres in zwei starken Haufen, Hermanns Aufmerksamkeit und Streitkräfte zu theilen, von zahlreichen Schaaren deutscher Bundesge-

*) N. C. 14.

nossen begleitet, über den Rhein. Hermann muß Segest lassen. Der aber überliefert sich und die Seinigen, selbst Hermanns schwangere Gattin, Thusnelden, den Römern. Mit vereinter Kraft stürzen diese auf Hermann. Jenseit der Ems hat er die übrig gebliebenen Getreuen gesammelt. Noch einmal führt er ihnen zu Herzen: „daß nicht Römerschwerdt, sondern Zwiespalt, Untreue, Verrath der eigenen Landsleute, die Ehre, Freiheit, Wohlfahrt Deutschlands daniederstürze, wie jetzt offenbar sey."

Alle schwören von neuem mit freudigem Zuruf Treue und Folgsamkeit. Er macht den Plan zur Schlacht.

Einen Theil des Heeres stellt er in der Ebene auf, den andern legt er im Walde rings in Hinterhalt. Germanicus meint zu siegen, als die Schaaren in der Ebene weichen. Aber als mit einem Male in des Vordringenden Seiten der Hinterhalt bricht, und die Weichenden in demselben Augenblicke sich wenden; als ein Theil der, nach Römergebrauch, vorgeschobenen, gedrängten Bundesgenossen in die nahen Sümpfe geräth, und die fliehenden Reuter sich auf das Fußvolk stürzen, rettet kaum noch des Germanicus Gegenwart an allen Orten und der Aufmarsch der im Rückhalt aufgestellten Legionen, das Heer vor gänzlicher Niederlage, und gestattet den Rückzug des einen Theils, unter Germanicus, auf den Flüssen. Der andere aber, unter Cäcina, wird beim Abzug durch das Münsterland, unter Hermanns Zuruf: „Hier stürzten Varus und seine Legionen!" — eingeholt, und durch wüthende Angriffe getrennt; doch gewinnt er, als

viele der Deutschen aus Beuteluft von Nachjagd und Gefecht ablassen, in nächtlicher Weile Zeit, sich in einer offenen und trockenen Gegend zu setzen, umgeben von Schanzen und seiner Wagenburg. Hermann räth, den Aufbruch der Ermatteten Geschwächten, Erschreckten abzuwarten, und verheißt, sie, wenn Wälder und Sümpfe von neuem die geschlossene Ordnung zertrennen werden, wie einst des Varus Heer, niederzuschlagen; aber Ingmar, Hermanns Oheim, hält es für besser, das ganze Heer im schlechtverschanzten Lager mit einem Male lebendig einzufangen. Dieses gefällt den Meisten; den Römern aber noch mehr, als den Deutschen: denn kaum haben die Deutschen in vielen und einzelnen Schaaren das Lager umringt, und den Anfang gemacht, Wagenburg und Schanzen einzureißen, so bricht Cäcina, bisher still und wie bange, jetzt unerschrocken, grimmig und mit furchtbarem Kriegsgeschrei, unter Hörner- und Trompetenschall, in geschlossenen Ordnungen hervor wirft, tödtet die überraschten, zerstreuten, auf Beute erpichten, verblendeten Deutschen aller Orten, und der Tag, welcher durch Hermann den Römern ein Tag des Untergangs geworden seyn würde, wird ihnen nun durch Ingmars Schuld ein Tag der Rettung. Das deutsche Heer ist zerstreut, Ingmar verwundet; die übriggebliebenen Römer erreichen den Rhein.

Hinter ihnen her zerbricht Hermann im folgenden Jahr die Verschanzungen am Niederrhein, als mit neuer Heeresmacht Germanicus' vornehmlich in den Küstenländern, durch sicherern Weg auf Flüssen, das mitternächtliche Deutschland überzieht. Auch die Kauzen, seßhaft an beiden Seiten der Ems,

dem Meere nah, haben jetzt, aus Furcht oder Neid den Bund verlassen, und ziehen mit den Feinden gegen die Brüder.

Nur die Weser trennt noch. Hermann tritt an das Ufer und ruft hinüber nach seinem Bruder Flavius, dem Befehlshaber deutscher Hülfsvölker im Römerheer. Dieser, einäugig durch einen Wurf von deutscher Faust, erscheint, aufgeputzt mit römischen Ehrenzeichen. „Wo ist dein Antlitz also geschändet?“ — ruft Herrmann hinüber. Flavius prahlt von Heldenthaten, Ehrenzeichen, Jahrgehalten; „Schändliche Bezahlung der Knechtschaft“ giebt Hermann zurück. Flavius beginnt von neuem, die Größe Roms, die Macht des Kaisers, die Züchtigung der Widerspenstigen, die Beglückung der Unterwürfigen, mit Geschrei zu verkünden. Jener preist dagegen der Deutschen alt hergebrachte Freiheit und Rechte, erinnert an die Haine der Götter, an die Bitten der Mutter, und beschwört den Bruder, lieber ein Führer, als ein Verräther der Anverwandten, der Landsleute zu seyn. Flavius fordert voll Wuth Roß und Wehr, um den Bruder anzufallen. Nur mit Mühe halten ihn die Römer zurück. — Folgenden Tages eröffnen die Bataver das Treffen. Sie schwimmen, mit römischen Rittern untermischt, über den Fluß, werden von den Cheruskern durch verstellte Flucht in eine waldumschlossene Ebene gelockt, umringt, von allen Seiten niedergeschlagen. — Jetzt folgt Germanicus selbst auf den Brücken. Hermann aber redet, bevor die Hauptschlacht anbricht, die Seinen also an: „Seht dort die Verzagtesten unter den Römern, diejenigen, welche in der Varusschlacht uns

„nicht haben Stand halten wollen, und deren Rücken „wir gezeichnet haben, um jetzt sie wieder zu erken„nen. Nach langem Schweifen auf Seen und „Flüssen haben sie endlich durch ungewohnte Pfade „sich herausgeschlichen. Wohl uns, daß wir sie jetzt „haben auf freier und fester Erde. Waidlich dar„an, daß keiner von ihnen auf das Wasser zurück„komme! Denn entweder wir schlagen diese zu „Boden, oder wir selbst werden Leibeigene, wie ehe„dem, niedergedrückt durch Stolz, Raubsucht, „Grausamkeit dieser verworfenen Rotte. Heran, „Brüder, mit tapferer Faust, entweder die alte, „löblich hergebrachte deutsche Freiheit aufrecht zu „erhalten! oder aber — redlich zu sterben! —“

Darnach ordnet er die Schlacht in einem Gefilde, umschlossen zur Seite von der Weser, und einer Hügelreihe, im Rücken von einem Walde. Wald und Hügel sind durch einen Hinterhalt besetzt; die Uebrigen stehen in der Ebene. Germanicus rückt, die Bundesgenossen voran stellend, auf den Plan; der cheruskische Hinterhalt auf den Hügeln entdeckt sich, durch ungezügelte Hitze einiger Schaaren zu früh; Germanicus läßt durch auserlesene Reiterei und Schützen Wald und Hügel umgehen, während er selbst in der Ebene vordringt. So werden die Deutschen von der Ebene in den Wald, und die im Walde, vom Ueberfall hinterwärts, in die Ebene geworfen. Hermann mit den Cheruskern in des Gedränges Mitte, treibt dennoch die Schützen aus dem Felde, und stellt die Schlacht her. Aber die ganze Menge gallischer und deutscher Reiter beim Römerheer kommt den Schützen zu Hülfe, und fällt auf Hermann. Nur mit Mühe bahnt er sich noch

einen Weg über Leichen, und bricht, obwohl hart verwundet, mit seinen Cheruskern in eine sichere Gegend hindurch.

Die Römer, geschwächt durch großen Verlust, ziehen nach der Ems zurück, dort sich einzuschiffen. Hermann, entschlossen, den Feind aus dem Lande zu treiben, oder zu sterben, folgt seitwärts. Eine neue Schlacht in den Wäldern am Dammersee, mit ungeheuerm Blutvergießen, beginnt. *) Die Römer nennen sich Sieger, ziehn aber doch, seewärts auf den Flüssen, von dannen. Ein Theil ihres Heeres wird von den Wellen verschlungen. Seit dieser Zeit kommen sie nicht wieder.

Der auswärtigen Feinde los, erwacht die alte Eifersucht von innen. Ingmar, Hermanns Oheim, kann des gepriesenen Neffen Ruhm nicht ertragen. Er geht zu Marbod, dem Markomannen-Könige, über. Semnonen und Longobarden dagegen treten von Marbod, „dem König," ab zu Hermann, „dem Kämpfer für die Freiheit." Die Fehde bricht aus.

Ehe aber die Schlacht beginnt, redet Hermann die Seinen also an: „Besieger der Römer, seyd „eingedenk, gegen wen ihr jetzt steht! gegen einen „Unversuchten und Verzagten, einen Verräther „deutscher Freiheit, einen Trabanten der Fremden, „werth, daß wir ihn zum Lande hinaus jagen, gen „Rom, damit er dort den Speichel des Kaisers „lecke. Heran an ihn, mannlich und getrost! Der „Sieg ist gewiß!" —

---

*) N. E. 17.

Die Schlacht beginnt. Marbod verliert das Feld, weicht in die Gebirge, schickt nach Hülfe zu den Römern; die Hülfe bleibt aus. Bald nachher auch im Rücken von den Gothen, unter Gottwald, angegriffen, muß er Land und Leute verlassen. Hermanns Weissagung trifft ein. Landesflüchtig endet er sein Leben zu Ravenna.

Die Römer haben Deutschland verlassen, und aufgegeben. Marbod ist verjagt. Hermann ist der Ausführung seines großen Planes: „Vereinigung aller Deutschen in Einen Bund", nahe. Aber man hält den Freund der Freiheit für einen Feind derselben, fürchtet in dem Führer und Schützer Aller einen König Aller; innere Fehden brechen aus und Hermann — fällt durch das Schwerdt der Landsleute meuchlings im eigenen Hause, zwei und zwanzig Jahre nach Jesu Geburt, im sieben und dreißigsten seines Alters, im zwölften seiner Feldzüge für die Freiheit des Vaterlandes.

Dankbare Nachkommen haben ihn den Göttern zugesellt, und sein Name lebt im Gesange früher und späterer Barden des Vaterlandes.

21) Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht

hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstinn von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rodolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug gieng, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Bothen, den er voranschickte, bei der Gräfinn von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Exellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken,

und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen wiederfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen, und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen“, antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwerdt in der Hand,

doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dohin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfinn Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben.

22) Gustav Adolphs Rückzug von Nürnberg nach Sachsen; Schlacht bei Lützen.

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiete

zusammen gepreßt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolph gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ er sein Lager bei Zirndorf,

und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-baierische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzigtausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus baierischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Baiern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Baiern aufs neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und

des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besonderen Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunct konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Baiern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten.

Aufs neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechstausend Mann in das Vogtland vorausgeschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs, und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Aernden, beraubte Familien, ermordete Unterthanen, bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größeren Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohete. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda,

um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegengerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze setzte.

Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben.

Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, soviel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges und freundschaftliches Verhältniß statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichs-

stände aufzufordern, machten bei dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bitteren Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen, und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohete, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahin gab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese

Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer daniederschlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohete Churfürst an ihn ergehen ließ, zum zweitenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Churfürsten von Baiern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrones konnte in seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste, noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallensteinischen Heere, durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß zu Arnstadt zu dem Könige,

der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaschirten Corps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerdts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehn gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dies verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, ehe er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur dem Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblicke nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem

anrückenden König bis Weißenfels entgegengezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweitenmale entwischen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdieß waren zwischen Kamburg und Weißenfels enge Päße, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch diese Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegenzurücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war, ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Naumburg entgegengehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generäle zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es sobald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von Holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe

zu eilen, und auf dem Wege dahin, die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberrest unweit Merseburg zwischen dem Flößgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die größte Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maaßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit bis Halle entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Flößgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von

dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen, und der rechte Flügel des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des Schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der anderen absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen, und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Wind-

mühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie in nicht mehr, als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfange des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, ward die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schwe-

den an; die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art ward das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub, als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl, als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hintergieng, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherrn: so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generäle durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut,

das er dem Ueberwinder, wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen: aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hielt der König Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet, (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahndungsvoller Busen verläugnet. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, sich zu vertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Loosung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen

weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwerdt und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren Finnländischen Kürassiere zerstreute die leichtberittnen Pohlen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus

furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von York, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Steinbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren schnell genug ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umher sendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße!“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblick kommen seine Schwadronen daher gesprengt und ein verwirrtes Geschrei: der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz, und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Um-

weg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß, durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die Upländischen, Smaländischen, Finnischen, Ost- und Westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der

Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine sieg-reichen Scharen. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinweg schwingt, und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegen stürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblicke — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern, alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen

zurück rief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze seines Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg, und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des Kaiserlichen Fußvolks ermunterte Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formiren. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, das trefflichste unter allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahin gestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ord-

nung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos betraf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindliche Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tra-

gen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab, und mit schimpflicher Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen aufeinander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten

theueren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen.

Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue nie gelernte, nie in Ueoung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und ein jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte.

Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher, würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet, und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu be-

stimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab, oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwun-

det, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment danieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde, stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers; das Treffen bei Leipzig gieng, wenn man dem Ausspruch Tilly's glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reisen zur schönen Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwerdtern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirne des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. —

Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te-Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich, und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Sieges gleichsam im Flug wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefield zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher, zwischen dem Floßgraben und Lützen, gesehen worden, aber von dem merkwürdigen

Unglücksfalle dieses Tags den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getrauet sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen gieng. „Gern“, rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“

23) Die Päbste Leo der Große und Zacharias als Retter Roms.

Diesseits der Theis, im Norden des Königreichs Hungarn, in einem sehr großen Flecken, in einem hölzernen Pallast, unter einer unzähligen Menge streitbarer ungesitteten Hirten und Jäger, wohnte

Attila, König der Hunnen, der Ostgothen, der Gepiden, der mährischen, böhmischen, österreichischen, ja der meisten deutschen Völker. Er glaubte sich geboren, alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geißel Gottes; den römischen Kaiser zu Konstantinopel nannte er seinen Sclaven. Er zog einher an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mann; jedes Volk war unter der Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; alles, was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerspruch: er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab allen Befehl, und wachte für alle alleine. Er zog einher voll Rachbegierde, wegen einer verlorenen Schlacht; er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergang büßte, als von Vicenza, von Monselice, von Pavia, von Mailand, nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Flusse Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat, unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt.

Aber der Papst Leo nahm den Bischofstab in seine Hand, und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König, und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe dieses weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt; Athaulf sey in der Blüthe

seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom durch Leo gerettet.

Eben dieser Papst beschirmte sie wieder die Flammen Genserichs, Königs der Vandalen, dessen Wuth Carthago empfunden. Der ganze Adel und ein großer Theil des Volks nahm Flucht in das Gebirge, in die Felsenhölen und Wälder. Ganz Campanien, die Palläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Luculls, Cicero's und beider Plinier brannten; Capua, die die Seele des größten Carthaginensers erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus umgekehrt; verbrannt wurde Nola, die Geburtsstadt Augusts. Als nun Schwerdt und Feuer keine Sache noch Person schonten, erhielt Leo durch Flehen und Geschenke, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt würde.

Die Kaiser, umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beide Naturen und beide Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Papst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden.

Die Könige der Lombarden beherrschten am Zusammenflusse des Ticino und Po, die fruchtbaren Felder Oberitaliens; ihr waren die Alpenpässe, mit starken Thürmen und Mauern verschlossen; viele große Städte trugen Spuren der vormaligen Pracht; an wohlbewässerten Wiesen entstanden viele Flecken; Klöster wie Novalese, Nonantula, Bobbio, Farfa, wie

Montecassino die Mutter von allen. Kriegsmann war jeder: hierdurch waren sie frei, in den Schranken der Kriegszucht. Es lebte der König auf seinen Meiereien in Einfalt mit kriegerischer Würde, und mußte immer sich selbst, immer die Anschläge der Herzoge und Grafen, immer die Bewegungen des Volks bewachen. Der größte König war Luitprand: Unglück bildete seine Jugend: er strafte die Großen, und war so nachsichtsvoll gegen Geringere, daß jenes ihm vergeben wurde. Die Baiern im Tyrol, die Slawen in Crain, zwang er zum Frieden; er machte einen Bund mit Carl Martell, und vertrieb die Araber durch den Schrecken seines Namens. Hierauf wollte er ganz Italien erobern: denn die römischen Kaiser zu Constantinopel hatten die Küsten des adriatischen Meeres und beide Sicilien; Rom war weder gehorsam noch frei.

Die Stadt bekam häufige Nachrichten von den Eroberungen des lombardischen Königs, von seinen Zurüstungen, von seinem Plan, Italien seinem Zepter, seinen Sitten ganz zu unterwerfen. Es war für das menschliche Geschlecht ein großer Augenblick, wenn es Luitpranden gelungen, wie man sich es versprechen konnte, so entstand weder des Papstes weltliche Macht, noch das deutsche Kaiserthum, noch die Freistaaten Italiens, noch die Medicis, noch die Kriege der Sforza, noch Luther, noch der westphälische Frieden; sondern in Italien, welches zu allen Unternehmungen, für alle Nothwendigkeiten, für alles Vergnügen des Lebens fruchtbar genug ist, bildete sich eine zu Wasser und Land gewaltige Macht;

es konnte der Thron Cäsars hergestellt werden, wir aber blieben barbarisch. Zur selbigen Zeit wurde Zacharias, ein geistreicher und liebenswürdiger Grieche, auf den Stuhl der Apostel gesetzt, und rettete sein Rom.

Der König rüstete sich zur Belagerung der Stadt Ravenna. Der Exarch, der Erzbischof und alles Volk, da sie dieses hörten, schrieben an den Papst; er aber schickte an den König um Frieden eine vergebliche Gesandtschaft. Hierauf stellte er sich das alte Beispiel des großen Leo vor, fühlte seine Tugend und Würde, und nachdem er in Versammlung des römischen Volks dem Herzoge Stephanus die Bewahrung der Stadt aufgetragen, hielt er nach St. Peter einen feierlichen Zug. Da er nun durch ein beredtes Gebet an den Fürsten der Apostel jedermann gerührt, machte er sich auf, begleitet von den ehrwürdigsten Priestern, und in seinem päpstlichen Ornat. Bis nach Aquila kamen die Ravennaten ihm entgegen. Von da wurde er nach Pavia in die lombardische Residenz, von Männern und Weibern jedes Alters und Standes, die ihn bewunderten und für ihn fürchteten, weinend begleitet. Luitprand bekam Nachricht und Gesandte von ihm, wollte sie aber nicht hören. Der Papst, ehe der König Zeit hatte, irgend einen Entschluß zu fassen, war in Pavia. Zuerst (wie er denn die apostolische Würde in allem sorgfältigst beobachtete) hielt er in der großen Kirche das hohe Amt, hierauf im Pallast vor dem König, der ihn mit äußerster Ungeduld anhörte, in Versammlung der Großen, einen so starken und rührenden Vortrag, daß Luitprand nicht anders

konnte, als zwei Drittheile seiner gegen Ravenna gemachten Eroberungen zurückgeben, den Papst mit Ehrfurcht bewirthen, begleiten, und mit einem großen Gefolge von Herzogen und Grafen zu Vollstreckung dieses Friedens in die eroberte Landschaft schicken. So viel vermochte Geist und Muth.

24. Cosimo von Medicis.

Cosimo von Medicis war aus einer alten Familie, welche, als zu Konstantinopel die lateinischen Kaiser regierten, in Griechenland geblühet haben soll, und in Florenz durch große Vorsteher einen verehrten Namen bekam. Johann, sein Vater, ein sanfter und kluger Mann, war Bannertrager (Gonfaloniere) der Republik in ihrem Krieg wider den Herzog von Mailand Filippo. Während dieses Kriegs häufte sich in drei Jahren eine Staatsschuld von 3,600,000 Scudi, für eine solche Stadt in damaligen Zeiten eine kaum erschwingliche Summe. Da schlug Johann von Medicis eine Auflage vor, die von den Interessen der Capitalien, also auf seine und der vermittelten Bürger Unkosten, bezahlt werden sollte. Diese Aufopferung erwarb ihm die Liebe des gemeinen Mannes, welche die Eifersucht von seines gleichen nach sich zog. Er aber blieb von allen Aemtern entfernt, welche ihm den Schein besondern Ansehens und Einflusses hätten geben können. Seinen beiden Söhnen sagte er, bei herannahendem Tod:

„ich hinterlasse euch einen allgemein verehrten und geliebten Namen, nebst einem wohl erworbenen Reichthum, haltet euch in Entfernung von Staatswürden, worin man glauben könnte, daß eure Macht, oder euer Geld das Recht beugen möchte; nehmt an, was euch aufgetragen wird, ohne etwas zu suchen; hütet euch vor aller Theilnehmung an den Partheiungen.“ Er starb, 68 Jahre alt; Cosimo und Lorenzo, seine Söhne, wurden zu seiner Beerdigung von 26 Personen des Hauses Medicis, der ganzen Regierung und allen anwesenden Gesandten der auswärtigen Mächte begleitet.

Hierauf war Cosimo der reichste Privatmann in Italien; 128 Handelshäuser in Europa, Asien und Afrika wurden auf seinen Namen geführt. Im Aeusserlichen unterschied er sich nicht; eine herrliche Tafel hatte er; ein Haus, das Bedürftigen und Unglücklichen offen, das der Aufenthalt von Gelehrten und von den cultivirtesten Männern war. Fast alle Mitglieder der Regierung unterstützte er, manchmal ehe sie es begehrten, mit seinem Reichthum; dieses hielt er so geheim, daß selbst sein Sohn es erst nach seinem Tode fand. Den Geistlichen gefiel, daß er Kirchen, Altäre und Klöster stiftete, oder begabte. Die Handwerker verband er sich durch den Verdienst, welchen er sie bei dem Bau seines Pallastes und vier geschmackvoller Lusthäuser finden ließ; diese Bauten kosteten 700,000 Scudi. Die ganze Christenheit vernahm den Ruhm seiner Wohlthätigkeit, als er für die zum heiligen Grab wallfahrtenden Pilgrimme zu Jerusalem ein Spital bauen ließ. Alle Gelehrten verehrten den Mann, welcher selbst für die Universität Padua eine vortreffliche Bibliothek errichtete.

Indeß Cosimo allem Volk beliebt wurde, sann Rinaldo degli Albizi Tag und Nacht auf Mittel, ihn zu stürzen. Er bezahlte die Schulden, welche den Bernardo Guadagni (Cosimo's Feind) verhindert hatten, Gonfaloniere zu werden. Sobald er diesen Mann in die Würde gebracht, lag er ihm an, das Vaterland von einem Bürger zu befreien, welcher es um die Freiheit wirklich täusche. Cosimo wurde, unter verschiedenem Vorwand, vor die Regierung citirt, und sobald er in den Staatspallast kam, arretirt. Rinaldo's Parthei rief tumultuarisch das Volk zusammen, schreckte es durch Besorgnisse, und bewog daselbe, zweihundert Staatsreformatoren zu setzen. — Ob Cosimo zu verbannen oder zu tödten sey, darüber waren seine Feinde uneins. Er, da er die Sturmglocke, das Waffengeklirre, den Lärm der Gegner hörte, fürchtete nicht sowohl Hinrichtung als Gift; vier Tage enthielt er sich aller Speise. Oft wurde Francesco Malevolti, der ihn in Verwahrung hielt, von seinen Feinden, im Namen der Regierung, ersucht, mit schnellem Gift Florenz von großen Gefahren, und den Gefangenen von längerer Furcht zu befreien; aber er sprach: „ich bin ein guter Edelmann von Siena, der Gedanke einer ehrlosen That ist meiner Seele fremd.“ Er gieng zu Cosimo, fand ihn erschöpft und betrübt, und sprach zu ihm: „Bedenket mein Herr Cosimo, daß ich Malevolti bin. so unfähig schlecht zu handeln, als die zu fürchten, welche es mir zumuthen möchten; esset; seyd unbesorgt; bin ich nicht der Neffe des frommen Ritters Orlando, den ihr gekannt habt!“ Cosimo mit nassen Augen sah ihn an, umarmte ihn; aß nun. — Nach diesem erhielt ein belustigender Mann, Vetter

des Gonfaloniere, die Erlaubniß, mit Cosimo und Malevolti einmal zu speisen. Cosimo stieß heimlich den Malevolti an, zum Zeichen, daß er ihn mit jenem allein lasse. Diesen gewann er durch große Zusagen, und einen Zeddul von 1,100 Scudi, den er ihm sogleich ausstellte. Der Golfaloniere berief das Volk, und Cosimo, (das wollte er), wurde von der Todesgefahr befreit, und auf gewisse Jahre (er und alle Medicis) von Florenz verwiesen. — Der Gonfaloniere wurde von beiden Partheien belohnt.

Wie zu Lacedämon Alcibiades, so und mit größerer Ehrerbietung wurde zu Venedig der weisere Cosimo empfangen, und von dem Senat über die größten Dinge zu Rathe gezogen. Viele italienische Fürsten erboten sich, ihn zurückzuführen; er erklärte, daß er dem Vaterlande alles vergebe. Als er zurückberufen wurde, zeigte er sich so edel, als in ähnlichen Umständen Metellus.

Ein Jahr nach seiner Entfernung hatte Rinaldo Albizi da er wegen mißbrauchter Macht vorgefordert wurde, den großen Platz mit Bewaffneten besetzt, und die Regierung genöthiget, in dem Pallast Vertheidigungsanstalten zu treffen. Indessen der anwesende Papst Eugenius IV. Stillstand vermittelte, rief die Regierung die Mannschaft aus dem Pistolesergebirge zu Hülfe. Nachts kam sie in die Stadt. Als die Gemeinde versammelt war, trug die Regierung unter allgemeinem Beifall die Zurückberufung des Cosimo vor; alle seine Feinde wurden vertrieben. Das ganze Volk nannte ihn Vater des Vaterlandes, Italien und die Nachwelt Cosimo den Großen. Er wirkte von dem an in allen Geschäften, noch behutsamer als vormals; er war Herr zu

Florenz, und schien ein Bürger, andern gleich; Fürsten suchten seine Töchter, er verheirathete sie in vaterländische Häuser. Diesen Anfang nahm zu Florenz die Herrschaft von Medicis.

25. Denkwürdigkeiten aus Dante's Schicksalen.

Erst 35 Jahre alt, ward Dante am 15ten Jun. 1300, nach dem er seit seiner Verbindung mit der Familie Donati schon einige untergeordnete Staats-Aemter bekleidet hatte, als einer der Prioren seiner Vaterstadt erwählt, und zwar nicht, wie dies sonst gewöhnlich war, durch das Loos, sondern (dem Zeugnisse Machiavelli's gemäß) durch freie Zustimmung seiner Mitbürger. Diese doppelte Auszeichnung gebar ihm den Neid einiger Mißgünstigen, besonders von der Gibellinenparthei, und Dante schreibt selbst derselben alle seine nachherigen widrigen Schicksale zu. Diese stürmten schnell und mit überlegener Macht auf ihn ein. Die Veranlassung war folgende:

Zu Pistoja waren die zahlreichen Zweige des alten vieläftigen Stammes der Cancellieri, des herrschenden dort, in Zwiespalt mit einander gerathen. Sie schieden sich in zwei Partheien, unter den Namen weiße und schwarze Cancellieri, und befeindeten sich gegenseitig auf Leben und Tod. Ihre Fehden brachten bald die Stadt in Uneinigkeit, Verwirrung, und Bürgerkrieg. Die Florentiner, zu deren Staate Pistoja gehörte, traten in's Mittel, und zwangen die Pistojer, die Vornehmsten der beiden Faktionen aus ihren Mauern zu verjagen. — Dies geschah. Allein die Meisten der Vertriebenen

zogen sich nach Florenz, und mit ihnen auch die Furien der Zwietracht. Die Weißen schlossen sich an die Gebellinen, deren Haupt damals Vieri de'Cerchi war; die Schwarzen an die Guelfen, an deren Spitze Corso Donati stand. Dante, obgleich selbst, schon vermöge des von seinen Vorältern auf ihn vererbten Hasses der Gibellinen, bisher erklärter Anhänger der Guelfen, rieth dessen ungeachtet, partheilos in Wort und That, zur Eintracht als der Krone aller Bürgertugenden; er konnte aber durch all' sein Bemühen die Gährungen der erbitterten Gemüther und das Ausbrechen derselben in offene Gewaltthätigkeit nicht lange hindern.

Die Schwarzen versammelten sich eines Tages heimlich in der Dreifaltigkeitskirche, um sich zu berathen, wie Papst Bonifaz VIII. zu vermögen sey, Carl von Valois Grafen von Anjou, ihnen zur Hülfe gegen ihre Gegner zu senden. Die Weißen, davon benachrichtiget, griffen zu den Waffen, und wandten sich, kampfgerüstet und trotzig, mit Klagen an die Prioren. Dante, die Gefahr des Augenblickes ersehend, faßte einen eben so schnellen als klugen Entschluß. Versichert von der Billigung und Mitwirkung des Volkes, wies er durch ein Edict die Häuptlinge beider Partheien an die Gränze, die der Schwarzen nach Castello della Pieve, die der Weißen nach Sarzana. Allein die letztern waren kaum da angekommen, als sie schon wieder nach Florenz zurückkehrten. Und Dante — ließ es geschehen. Dadurch lud er den allgemeinen Haß der Schwarzen auf sich. Sie beschuldigten ihn nicht nur laut und bitter einer rechtwidrigen Begünstigung ihrer Gegner; sondern sie beschönigten auch damit ihre Umtriebe,

um bei dem Papste die Sendung Carls von Valois zu beschleunigen.

Das Ungewitter zu beschwören, und wo möglich abzuwenden, ward Dante selbst als Gesandter an den Römischen Hof von seiner Parthei erwählt. — Unschlüssig, ob er sich in einem so kritischen Zeitpunkte von Florenz entfernen sollte, oder nicht, sagte er zu seinen Freunden: „Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?“ Er gieng endlich doch, aus Liebe zum Vaterlande, das er mit fremdem Joche bedroht sah. Während er aber durch fruchtlose Unterhandlungen zu Rom hingehalten wurde, brach zu Florenz der Sturm los, der die Parthei der Weißen vernichtete. Am 27sten Junius des Jahres 1302 drangen die von Dante verwiesenen Anführer der Schwarzen, unterstützt von Carl von Anjou, der in der Zwischenzeit, als Vermittler und Friedensstifter vom schlauen Papste abgeordnet, wirklich zu Florenz erschienen war, mit einem großen Anhange Rache- und Beute-lustiger Gesellen in die Stadt, plünderten diese mehrere Tage lang, und verübten Schandthaten, Meuchelmorde und Gräuel jeder Art. Auch Dante's Haus und Habe entgieng ihrer Raubgier nicht. Er selbst ward zu zweijähriger Verbannung und zu einer Geldbuße von achttausend Lire, die er binnen der benannten Zeit, bei Verlust seiner Güter, bezahlen sollte, verurtheilt.

Durch diese erste Rache noch nicht gesättigt, oder Dante's Einfluß, und die Ueberlegenheit seines Geistes noch immer fürchtend, beschlossen seine Feinde bald nachher, ihn als Bürger des Staates ganz zu vernichten. Zur gewissen Erreichung dieses Zweckes, ward er mit vierzehn anderen Verbannten der Expres-

fung und Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, mittels förmlichen Urtheiles vom 10ten März 1303, als durch den öffentlichen Ruf jener Verbrechen, deren sein Edelmuth doch unfähig war, überwiesen, aller seiner Güter verlustig erklärt, und (so wenig er auch seiner treuen Amtsführung sich bewußt, solche Verblendung und Ungerechtigkeit seiner Mitbürger fassen konnte) nicht nur auf immer aus dem Gebiethe der Republik verbannt, sondern im Betretungsfalle sogar mit der Strafe, lebendig verbrannt zu werden, bedroht.

Sobald Dante von dem, was zu Florenz vorgieng, Nachricht erhalten hatte, eilte er von Rom nach Siena, und als er hier das Unerwarteiste (seine Verurtheilung zum Scheiterhaufen) erfuhr, floh er mit mehreren seiner Unglücksgefährten nach Arrezzo. Hier sammelte sich aus verschiedenen Gebiethen Italiens, vornehmlich aus Toskana, eine zahlreiche Schaar Verbündeter, welche, nachdem sie aus ihrer Mitte einen Kriegsrath von Zwölfen (unter denen auch Dante war), gewählt, und Alexander von Romena als ihren Anführer ernannt hatten, im Jahre 1304 den kühnen Entschluß faßten, die Stadt Florenz mit gewaffneter Hand zu überfallen, und wo möglich zu erobern. Das Wagestück schien Anfangs zu gelingen, denn schon war eines der Stadtthore in ihrer Gewalt, ehe die überraschten Florentiner zur ernstlichen Gegenwehre sich gerüstet und vereinigt hatten. Kaum war aber dies geschehen, so floh auch schon der eingedrungene feindliche Haufen, gejagt und zerstreut, in wilder Flucht.

Dante, durch diesen unglücklichen Feldzug jeder Hoffnung beraubt, die Rückkehr in seine Vaterstadt

und in den Besitz alles Verlorenen erzwingen zu können, schlug nun, getrennt von seiner Parthei, mit deren Benehmen er bald im hohen Grade unzufrieden war, für sich den Weg der Güte ein. Einige Jahre umherirrend, bald da bald dort verweilend, ließ er kein Mittel unversucht, den Zorn der Florentiner zu besänftigen, und die Volksgunst wieder zu gewinnen. Allein vergebens. Die Familie der Adimari, welche Dante's eingezogene Güter an sich gerissen hatte, stand, eine zu mächtige und aus Eigennutz unversöhnliche Feindinn, seinen Wünschen und Hoffnungen überall im Wege. Als er sah, daß seine Rückkehr nach Florenz für jetzt unmöglich sey, begab er sich mit tief-verwundetem Gefühle und mit bitterem Unmuthe gegen Alle, die mehr oder minder Theil an seiner Verbannung hatten, nach Verona.

Hier fand er bei Alboin della Scala, dem damaligen Herrn von Verona, und bei dessen Bruder und Mitregenten, dem großen Can della Scala, eine eben so freundliche Aufnahme, als sichere Freistätte. Der Hof dieser Fürsten, vorzüglich des Letzteren, war damals ein Sammelplatz ausgezeichneter, durch Talente und Wissenschaften, durch große Thaten, oder widrige Schicksale berühmter Menschen. Cane bewirthete, unterstützte, belohnte und ergötzte sie, als seine Freunde, mit fürstlichem Aufwande und mit einnehmender Leutseligkeit. Täglich wechselnde Feste und Vergnügungen luden und zogen täglich neue Gäste in seine glänzende Nähe, und stimmten selbst verstimmte Gemüther zur Theilnahme an dem hier allgemein herrschenden Frohleben.

Auch Dante, der von dem edelmüthigsten Für-

sten mit vorzüglicher Huld ausgezeichnet wurde, fand nach der Stürme-vollsten Periode seines Lebens in diesem schützenden Hafen wenigstens so viel Ruhe des Geistes wieder, daß er in Verona's freundlichem Asyle die erste Hand an das große Werk legte, das ihn und seinen Namen unsterblich macht. Indeß konnte er sich doch nie, trotz der Achtung, mit der man ihn überall, vorzüglich hier, behandelte, an das Gefühl einer willenlosen Abhängigkeit und des von den Florentinern ihm zugefügten Unrechtes gewöhnen. Er empfand tief das Drückende seiner Lage, und die peinliche Demüthigung, „das Salz im Brode Anderer schmecken, und auf fremder Treppe auf und absteigen zu müssen.“ Es ward ihm daher Bedürfniß, seine stärksten Gefühle öfter wenigstens in poetischen Formen auszugießen. Hierbei trennte ihn, unter seinen jetzigen Verhältnissen, auch keine fremdartige Beschäftigung mehr von der Kunst, für die er geboren war. Vielleicht wäre es ihm sogar zuträglich gewesen, durch einen gewaltsamen Stoß des Schicksales aus dem ebenen Geleise geworfen zu seyn, in welchem er sonst nur Sonette und Canzonen dichtend, fortgewandelt wäre, hätte sein schaffender Genius, vordem durch stilles Wohlgefallen am Schönen und Großen begeistert, seit seiner Verbannung nicht zu viel von jener gemüthlichen freisinnigen Unbefangenheit verloren, durch die der Dichter sich erst seines Stoffes mit ungeschwächter Kraft bemächtigt, und ohne die selbst der kühnste Erfinder das ihm unter günstigeren Umständen erreichbare Ideal höchster poetischer Schönheit, besonders in der Epopöe und im Drama, unerreicht läßt. In Dante's Seele war nämlich jetzt das Gefühl seiner Schicksale das über-

wiegende geworden. Ihm selbst zur Qual, hat es nur zu oft, unschonend gegen Andere, in seinen Gedichten, wie in seinen Handlungen hervor, und bildete sich allmählich zu einem unfreundlichen Ernst in seinem ganzen Wesen aus. Und hierin lag ohne Zweifel auch der Grund, warum er die bleibende Stätte, die er überall suchte, nirgends fand; warum er auch Verona wieder verließ, und Ruhe-, wie Heimath-los, ungewissen Schrittes eine neue Pilgerreise antrat, mit neuen Planen zur Rückkehr in seine Vaterstadt beschäftigt.

Diese Aussicht schien sich ihm noch einmal zu öffnen, als das Gerücht verbreitet ward, der neu-erwählte teutsche Kaiser, Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg, werde nach Italien kommen. Unter der Regierung Rudolphs von Habsburg und seines Sohnes Alberts von Oesterreich, dem Heinrich in der Kaiserwürde folgte, konnten die Gibellinen in Italien sich nicht, wie vormals, als Anhänger der Kaiser ansehen; denn weder Rudolph noch Albert, fanden für gut, sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen, und die Ehre, zu Rom vom Papste gekrönt zu seyn, mit dem Blute ihrer teutschen Unterthanen zu erkaufen. Sobald aber wieder ein Kaiser nach Italien kam, konnte er auf die politischen Gegner des Papstes wenigstens so lange rechnen, als sein Vortheil der ihrige war. Um eben dieses Vortheiles willen, sehnten die vertriebenen Florentiner sich nach der Ankunft eines teutschen Kaisers in Italien. — Dante hatte den Muth, selbst mit Gefahr, die letzte Hoffnung zur Aussöhnung mit seinen Feinden in Florenz zu vernichten, als öffentlicher Sprecher der Gibellinen aufzutreten, und Heinrich VII. einzula-

den, sich als den Retter Italiens an ihre Spitze zu stellen. Der Kaiser, weniger durch diese Einladung, als durch höhere politische Rücksichten bewogen, führte wirklich ein ansehnliches wohlgerüstetes Heer über die Alpen, theils um dort die angefochtenen Rechte seines Thrones durch Gewalt der Waffen geltend zu machen, theils um dem zerrütteten Lande Ruhe und Frieden zu verschaffen. Wäre das von Faktionenwuth zerfleischte Italien, sagt Muratori, schon damals einer gründlichen Heilung fähig gewesen, es hätte keinen geschickteren Arzt finden können, als den mit so glänzenden Eigenschaften ausgerüsteten Heinrich. Allein noch war diese glückliche Stunde nicht gekommen; noch des Bürgerblutes nicht genug geflossen. Heinrich fand von allen Seiten heftigen Widerstand, den heftigsten von Seite der Guelfen zu Florenz. Diese, Meister der Hauptstadt, und vieler anderer Städte des toskanischen Gebiethes, rüsteten sich zur Wehre, sammelten Anhänger und Kriegsvorräthe, und übertrugen, um ihrem Wehrplane Einheit zu geben, die Herrschaft über Florenz auf fünf Jahre dem Könige Robert von Neapel, Heinrichs Nebenbuhler.

Das kaiserliche Heer, verstärkt durch eine Menge verbannter Gibellinen, brach zwar gegen Florenz auf, und setzte sich, nachdem es einige Vortheile errungen hatte, in einem, die Stadt umschließenden Lager fest. Weiter vorzudringen, hielt aber der vorsichtige Heinrich für bedenklich, und, als er die guten Vertheidigungsanstalten der Guelfen gewahrte, die Stadt mit Gewalt zu nehmen für unmöglich. Er hob daher das Lager auf, und zog sich mit seinem Heere gegen Siena. Hier erkrankte er, und starb am 24ten August des Jahres 1313 zu Buonconvento.

Mit dem Tode dieses Monarchen war nun auch Dante's ganzer Kriegsplan gegen seine Vaterstadt vereitelt. Anstatt triumphierend in dieselbe einzuziehen, erlebte er, da die zur Erreichung seiner Absicht von ihm eingeschlagenen Wege den Florentinern nicht unbekannt blieben, daß seine Verbannung von Neuem verschärft, und als unwiderruflich bestätigt wurde. Gebeugt, aber nicht gebrochen, durch so viele Gewaltschläge des Schicksales, unternahm er jetzt, nach jener neuen politischen Episode seines Lebens, wieder eine wissenschaftliche Reise. Er zog nach Paris, dem damaligen Mittelpunkte der skolastisch-theologischen Gelehrsamkeit, und brachte dort seine in dieser Bahn schon früher erworbenen Kenntnisse auf eine glänzende Weise in Anwendung, indem er öffentlich als Gelehrter auftrat, und sogar öfter de quolibet disputierte.

Bald nach seiner Rückkehr aus Frankreich, soll Dante sich in das Camaldduenserkloster zum heiligen Kreuz in Umbrien zurückgezogen haben, um in dieser grauenvollen Einsamkeit seine Divina Commedia zu vollenden. Die folgenden Jahre brachte er an verschiedenen Orten in der Lombardei, im Toskanischen und in der Romagna in wirklicher Armuth zu, bis ihm im Jahre 1319 (oder, nach Anderen, 1320) Guido Novello da Polenta, Herr von Ravenna, einlud, in seine Dienste zu treten. Dante folgte dem ehrenvollen Rufe eines Fürsten, der (nach Boccaccio's Versicherung) nicht Gönner allein, sondern auch Kenner der schönen Künste und Wissenschaften war. Allein er genoß nur noch kurze Zeit des endlichen Sieges über sein Schicksal, der lang-entbehrten Ruhe,

unter Guido's Schutze, und der allgemeinen Bewunderung seiner vollendeten göttlichen Komödie. Zurückgekehrt von Venedig, wohin er von Guido in Geschäften gesendet war, fiel er, an Lebens-, aber nicht an Geisteskraft erschöpft, in eine tödtliche Krankheit, die nach wenigen Tagen zu Ravenna am 14ten September 1321 sein merkwürdiges Leben schloß.

Der Tod ist ein Feuer, das den Adel edler Menschen, wie edler Metalle, bewährt, und jene wie diese von ihren Schlacken sondert. Auch Dante's Tod schied die Vorzüge seines Geistes von den Sonderbarkeiten seines Characters, und das reine Gold seiner vielfachen Wirksamkeit von den fremdartigen Zusätzen seines feindlichen Schicksales. Die Florentiner giengen, beschämt durch vorwurfvolle Erinnerungen, und versöhnt durch die Vollendung des großen Todten, in schnellem Wechsel von langgenährter Erbitterung zur bewundernden Ehrfurcht, und vom leidenschaftlichsten Hasse zur beinahe abgötterischen Verehrung desselben über. Sie schickten Gesandte an Guido von Ravenna, um Dante's geheiligte Asche von ihm zu erhalten. Sie ließen zu seinem Andenken Schaumünzen prägen, Statuen und Denkmäler errichten, seine Büsten und Bildnisse mit Lorbeeren bekränzen. Sie gründeten sogar zu öffentlichen Vorlesungen über die Divina Commedia einen eigenen Lehrstuhl, auf welchem der beredte Boccaccio als erster Lehrer auftrat. Diesem Beispiele folgte beinahe zu gleicher Zeit der gelehrte Benvenuto de' Rambaldi d'Imola zu Bologna. — Beide Gelehrte schrieben Commentare über das göttliche Gedicht, welches (um die Apotheose des Verfassers gewissermaßen zu populariſiren) nicht nur in den Schulen,

sondern selbst in den Kirchen, gleich der Bibel, vorgelesen wurde. Die ersten Akademien Italiens, namentlich die della Crusca und die florentinische, beeiferten sich in die Wette, nicht nur Dante's Werke zu preisen, zu kommentiren, und zu verbreiten; sondern auch die in denselben zerstreuten unzähligen neuen Wörter, Wendungen, Phrasen, und überhaupt Verbesserungen und Bereicherungen der italienischen Sprache als einen Nationalschatz zu sammeln, zu ordnen, zu erläutern, und in allgemein-geltende Münze auszuprägen.

Doch nicht Florenz, nicht die gelehrten Gesellschaften allein; — ganz Italien, Menschen jedes Ranges und Standes, bestrebten sich, Dante nach seinem Tode zu verherrlichen. Der berühmte Lorenzo de' Medici schmückte in einer feierlichen Versammlung seiner Akademie den unsterblichen Dichter mit dem Lorbeerkranze. Tommaso Finiguerra, der sinnige Erfinder der Kupferstecherkunst, weihte ihm die Erstlinge seiner unschätzbaren Erfindung. Antonio Manneti entwarf eine Geopraphie der Hölle (Venedig, 1515), und fügte seinem Werke drei Charten bei; wovon eine den ganzen innern Raum der Hölle, mit allen ihren dunkeln Gängen und Grüften, Sümpfen und Flüssen, nach Dante's Beschreibung darstellt; auf den beiden anderen aber Fegfeuer und Himmel in Form von Stammbäumen abgebildet sind. Selbst Michel Angelo, der große Geistesverwandte Dante's, trug nicht wenig zu dessen Ruhme bei, indem er seine kühnsten Figuren und die überraschendsten Gruppen seiner Bilder nach der Divina Commedia zeichnete; weswegen er auch der Dante unter

den Malern, wie Dante der Maler unter den Dichtern, genannt worden ist. Milton schöpfte aus derselben Quelle ganz unverkennbar so manche der vorzüglichsten Schönheiten seines verlorenen Paradieses; Tasso übertrug ganze Verse aus der göttlichen Komödie in sein befreites Jerusalem; selbst der gefühlvolle Metastasio machte sich viele der kühnsten Bilder und Ausdrücke Dante's zu eigen. Ueberhaupt gaben die meisten italienischen Dichter ihre größte Hochachtung für Dante, den sie ihren Shakespeare nennen, und noch mehr, als die Engländer diesen, bewundern, dadurch zu erkennen, daß sie seine Schriften als unerschöpfliche Fundgruben poetischer Schönheiten betrachteten, und (öfter nur zu sehr) auch benützten.

Auch die unzählbare Menge handschriftlicher Copien, aus dem vierzehnten, und typographischer Ausgaben aus den folgenden Jahrhunderten, welche von Dante's Werken, insbesondere aber von seiner Divina Commedia, gemacht wurden, beurkunden die hohe Achtung, die das ganze gebildete Europa, fortwährend, und im steigenden Verhältnisse mit seiner Cultur, dem Vater der neueren Dichtkunst gewidmet hat.

Bei so vielen Beweisen allgemeiner Bewunderung und Verehrung, ist es sehr natürlich, daß die Ravennater, — stolz darauf, die irdischen Reste des großen Dichters inner ihren Mauern zu besitzen, — weder durch Bitten, noch durch Drohungen vermocht werden konnten, sie an die Florentiner abzutreten. Sie beeiferten sich vielmehr, Dante's Gebeine als ein Heiligthum zu bewahren. Fürst Guido sammelte sie in einem prächtigen Grabmale, das mit dem Dichterkranze über Dante's Bildniß, und der Inschrift:

Virtuti et Honori, geziert war. Im Jahre 1483 ließ Bernardo Bembo, damals venetianischer Prätor zu Ravenna, dieses Monument mit Würde und Kunst-Geschmack restauriren: im Jahre 1780 aber ward es auf Veranstaltung des römischen Legaten und Cardinalen Luigi Valenti Gonzaga, nach einer edleren sinnvollen Zeichnung von Camillo Morigia, mit einer geistreichen Inschrift des Propsten Morcelli, vom Grunde aus neu, mit ungemeiner Pracht und Schönheit, wie es noch gegenwärtig besteht, hergestellt.

So ehrten Mit- und Nachwelt das Andenken des geachteten, des einzigen, des göttlichen Dante!!

26) Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz durch den Einsturz des Roßberges.

Es war am 2ten September 1806, als nach den heftigsten Regengüssen mehrerer Tage Abends um 5 Uhr, unter einem noch nie gehörten Donnern und Krachen, und einer schwarzen, hoch in die Luft emporwirbelnden Dampf- und Staubwolke, die oberste Höhe des Roßberges, Spitzebuel genannt, jählings zusammenstürzte. Tod und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Heerden und Bäume, Lebloses und Lebendiges mit sich fortwälzend, hatte die losgerissene ungeheure Masse von Felsenschichten, Erde und Waldung sich mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das schöne Thal hinabgestürzt, und auf zwei Seiten hervorbrechend die Dörfer Busingen und Goldau, nebst dem größten Theile von Lowerz, in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in eine gemeinschaftliche Todesnacht begraben. Zahlreiche

Hütten friedlicher Hirten wurden von der fortgeschobenen Kiesmasse zerdrückt, oder von ungeheuern, gleich einem Federballe fortgeschleuderten Felsenstücken mit unbeschreiblicher Gewalt zermalmt und zerschmettert. Neue Felsenberge sah man in demselben Augenblicke sich aus der Tiefe emporthürmen. Große uralte Tannenwälder rissen sich von dem Abhange des sinkenden Berges los, und versanken tief unten im Thal, ohne nur eine Spur übrig zu lassen. Noch andere gewaltige Massen hatten sich durch die ganze Breite des Thales hoch an den Abhang des gegenüber liegenden Rigi-Berges hinaufgewälzt, oder waren wie Bälle über die Häuser und Bäume hinweggeschleudert worden. In Goldau selbst sahen mehrere Einwohner die Unglück drohende Masse von der Spitze des Roßberges sich losmachen und heranbewegen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren furchtbaren Ruf drängte sich alles, was sich in der Nähe befand, in das Heiligthum mit Zittern und Zagen zum Gebete herbei. Ein Augenblick, so stürzte unter den herabrollenden Bergtrümmern die Kirche zusammen, und ein grauenvolles ungeheures Grab verschlang sie alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder.

Während nun der eine Arm des Erdstromes Goldau und seine reitzenden Umgebungen begrub, hatte der andere sich gegen Lowerz hinauf gewälzt, und bis an das Dorf und den See hinauf alles, was er auf seinem Wege traf, entweder mit sich fortgerissen, oder unter seinen Schlamm verschüttet. Das helle Blau des Lowerzer Sees verwandelte sich plötzlich in eine widrige Leimfarbe, seine sanften Wellen in tobende Meereswogen, die nun mit reißender Ge-

walt gegen das Dorf Sewen hinauf sich wälzten, hier Häuser aus ihren Fundamenten hoben, und sie weit von ihrer Stelle versetzten. Der See selbst, mit unzähligen Trümmern bedeckt, trieb auf seiner Oberfläche Ruinen von Wohnungen und Ställen, Balken, Geräthschaften, Heuschober und Obstbäume in wilder Unordnung eines allgemeinen Unterganges umher.

In Lowerz stellte sich nach dieser grauenvollen Verwüstung Leben und Tod, Seyn und Nichtseyn, die herrlichste und die ödeste Natur, die Verwirrung eines Weltuntergangs und eine ungestörte ländliche Ruhe und Ordnung in einem herzerschütternden Gegensatze dar; denn der verwüstende Erdstrom war zwar bis tief in das Dorf und auf die Höhe der Kirche vorgedrungen, hatte aber hier plötzlich seine Kraft verloren, und durch dies glückliche: bis hieher und nicht weiter! wurden die äußersten Häuser des Dorfes wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht dem unvermeidlich scheinenden Untergange entrissen. Diese Wohnungen stehen nun unberührt und unbeschädigt nach wie vor zwischen schattenreichen Fruchtbäumen beisammen, und täuschen Sinn und Auge mit der Vorstellung des alten anmuthigen Lowerz. Aber, so wie man sich umwendet, und kaum drei Schritte von der lebendigen Welt, eröffnet sich der weite Schauplatz einer grauenvollen Verwüstung. Mitten unter den Ruinen, und als in einer Wüste stehend, zeigt sich der Kirchthurm, losgerissen von der eingestürzten, nicht mehr sichtbaren Kirche. Ein tiefes Schweigen ist über diese traurigste aller Einöden verbreitet. Schmale Nebelstreifen und weiße Dunstgebilde schweben hier und dort, wie bleiche Er-

scheinungen aus der Geisterwelt, in langsamem Zuge um die Gräte der neugeschaffenen Felsen und Schutthügel, und über dem Chaos der sumpfigten Tiefe. An einer Stelle balsamischer Blumenduft der nahen Alpen, und wenige Schritte weiter der Odem des Todes aus den Gräbern des aufgewühlten Todtenackers. Um das Dach des zusammengestürzten Beinhauses und unter den Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Die dürftigen Insignien des gerettenten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist, wie wenn die Zeit hier nicht mehr in Stunden getheilt werden sollte, unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar ward das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franciska, das eine nur von sechs Jahren, gerettet, die dem Erdstrome, der sich jählings über ihre Wohnung herstürzte, nicht mehr hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zusammendrückte, überdeckte er sie so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hülfe leisten konnten. Unter der gewissen Erwartung des nahen Todes schlich die Nacht ihnen langsam dahin. Gemeinschaftlich hatten sie in ihrer Herzensangst gebetet, als der Ton einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz senkte, und sie muthmassen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menschen seyn möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit sie ansprechenden Un-

glücksgefährtin nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte. Franzisca aber hielt diesen Schlummer für Maria's Todesschlaf, und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch sie in denselben versenken, und eben dahin bringen sollte, wohin ihr die Kleine, wie sie glaubte, schon vorangegangen war. Unterdessen brach der Tag an, und mit ihm erschien den lebendig Begrabenen der Morgenstern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte sich, nach einer Nacht voll Angst und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzusehen, ob sich noch irgend eine Spur seines Häuschens entdecken lasse. Glücklicher Weise war dies nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franzisca sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen selbst allzu entkräftet, ermahnte sie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichster Anstrengung zu rufen, und nicht abzulassen; der Vater sey draußen. Das Mädchen erhob die kindische Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den aus einander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Franzisca, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummem Entzücken an sein klopfendes Herz.

Dritter Abschnitt.

Briefe.

1) Gellert, über die Fahrt mit einer Landkutsche.

Madam!

Freuen sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bei ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ich's jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das Wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen sie sich einmal vor, wie ich in einem schwerbepackten Wagen nebst drei Personen unter einem blauen Tuche, darunter

man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann, mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreieck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sah ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwa mitten im Fahren seine Kunst an mir probieren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will, so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentiert mir seine beinerne Schnupftabacksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstere Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finsterer ich aussah, desto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwa übermorgen der Exekution in Zeiz mit beiwohnen. Es soll eine arme Sünderin geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gerne sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentin einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte, so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte, so muß er bei mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen,

ich sah alles. Einer von den beiden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leineweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bei ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Exekutionen, denen er als eine Hauptperson oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beigewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feierlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen, denn er weckte mich allemal durch eine Henkersgeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R.... Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier, wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten mußte. Nunmehr holte ich das erste Mal aus freier Brust Athem, nachdem ich drei Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht gereget hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der

bequemer war, einnahm. Ich sah ihn für einen jungen Studenten aus J... an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben academischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leineweber schlug sich Feuer zum Taback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leineweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz electrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge standen. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leineweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bei meinem Vater beisteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an; ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstrieren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden.... Hier hätte ich mir beinahe den Scharfrichter wieder zurückgewünscht, denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser

Demonstrant kein Wörtchen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, jetzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leineweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von fünfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu Essen da war; aber das verschlug mir nichts. Der Hunger vergieng mir, sobald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! Der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn

möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hühner, Gänse, oder Schweine, und was seither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich; ein's um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bei mir lag an. .... Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach! Madame, wie ward mir bei dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. — Er redete mit des Wirths Sohne von der Peitsche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kitzelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund und selbst mitschekerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und jetzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bei der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen, sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. —

Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun liefen ein Paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zitterte, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gerne von seinen ausgestandenen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand, für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren.

Ich bin ꝛc.

2) Gellert, an den Herrn von P***, der seine Gattin verloren hat.

Hochwohlgeborner Herr!

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlin gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.
Ja weine, Sie verdient die Schmerzen,
Und Ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlin, und Sie wären ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlin, die noch nicht das neunzehnte Jahr ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich geliebt, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend, und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. — Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Gesundheit, mit allem Reitze der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer

ihres Geistes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich jetzt im Sarge vorzustellen. — Der Abschied Ihrer Gemahlin, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mir tausend Thränen gekostet; „Also muß ich Sie verlassen? O Gott, warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein Ende schwer, sonst nichts in der Welt.... Kann ich Sie denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, Herr, nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe!.... Verlassen Sie mich! Ich liebe Sie, ich sterbe.“ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie.... ich sterbe.“ Weinen Sie, liebster Freund; ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuesten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unserer Empfindungen setzt; aber ich weiß, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion zuvorkommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,

Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dies ist der einzige Trost, den andere, und wir selbst, uns geben können. Ich bedauere Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

3) Gellert an den Herrn Secretair K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein, wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohlgehen mag. — Freilich wünsche ich auch, daß Sie noch bei mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. — Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S*** vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major G***? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüßen recht viel Verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

4) Gellert, an einen Pastor.

Hochzuehrender Herr Pastor!

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsere Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenk des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigene Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber

Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyrannei der Reime herschreibt, einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meinung, und wünschen von Ihnen weit lieber andere Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose als gereimte Gedichte zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesieen willigen sollte. — Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andere Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehört unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber fünfzig Meilen, das ist freilich

ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebsten, und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

5) Gellert an eine Edelfrau.

Gnädige Frau!

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich Sie mir selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viel Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigener Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? womit? Doch genug, daß es Ihr Character ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich B*** nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dieß Gesetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwei und zwanzig Meilen vier Tage und drei Nächte gereiset. Der böse Kutscher! Mit ihm soll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen klei-

nen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

6) Gellert an einen General.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr General!

Wenn ich so glücklich bin, zum Besten Dero Herrn Sohns, wie Er rühmt, etwas gethan zu haben, so muß ich zugleich Ew. Excellenz aufrichtig bekennen, daß er mir diese Pflicht sehr leicht, ja daß Er mir sie zum Vergnügen gemacht hat. Ich mag auf seinen Verstand oder sein gutes Herz, auf seine große Fähigkeit und Kenntniß der Wissenschaften, oder auf seine Wißbegierde und seinen täglich wachsenden Fleiß sehen: so ist Er einer der besten jungen Cavaliere, die sich jemals meines Unterrichts bedient haben; und ich verspreche mir und der Welt außerordentlich viel Gutes und Großes von ihm. Gott lasse durch die glückliche Erziehung, die Ewr. Excellenz diesem hoffnungsvollen Sohne gegeben haben, und noch geben, alle Dero väterliche Absichten und Wünsche erfüllt werden, und ihn aus einem guten Jünglinge zu einem der besten und tugendhaftesten Männer aufwachsen! Er selbst, dieser theure Sohn, den ich wegen seines frommen und edeln Herzens väterlich liebe, ist gestern glücklich wieder bei uns angekommen, und hat mir durch die Ueberbringung Dero gnädigen Zuschrift an mich, seine Ankunft noch erfreulicher gemacht. Für dieses schriftliche und unverdiente Zeichen Dero Gnade, danke ich heute Ew. Excellenz ehrerbietigst, und er-

suche Dieselben zugleich gehorsamst, Dero Herrn Sohn, wenn es möglich ist, unserer Akademie und mir noch künftigen Sommer zu überlassen; der ich mit vollkommenster Verehrung zeitlebens verharre

Eurer Hochwohlgebornen Excellenz

unterthäniger Diener

Gellert.

7) v. Cronegk an Gellert.

Verehrungswürdiger Freund!

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bei unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O, wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bei meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an, von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bei der Tafel aufwarten, unter einander sprechen, sie möchten doch den Mann gerne kennen, von dem der junge Herr so viel sage, und bei dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Ansbach so zerstreut worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen habe.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen:
Benetzt von stillen zärtlichen Thränen
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schicke Ihnen meinen Scipio, und einige andere Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stücke, wenn sie nicht zu viel Fehler haben, als daß sie sich verbessern ließen. — Auf diesen Fall aber schicken Sie mir sie wieder, und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft; aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder, und dem schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisoren. Ich weiß, daß Sie nicht gerne Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleißige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl! Ich bin zeitlebens

Ihr
aufrichtigster Freund und Verehrer
v. Cronegk.

8) Rabener an Cramer.

Denken Sie etwa, mein Herr, daß ich jetzt auf Ihren Brief vom 12ten Jänner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beide nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jänner 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bei unserer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht: aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab; denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen, und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O! über die Nachlässigkeit!

Den Augenblick setzen Sie sich hin, und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen ist? Wie Sie sich befinden? Wie Sie sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zwei Briefe recht weitläufig antworten.... Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? Wollen Sie mir nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Rabener.

9) Giesecke, über seinen neuen Aufenthalt an einen Freund.

Mein allerliebster Freund!

Noch ist kein Tag hingegangen, wo ich nicht hundertmal an Sie, und an alle unsere Freunde ge-

dacht, und mich hundertmal beklagt hätte. — Wenn alle meine Klagen Briefe geworden wären: wie viel würden Sie nicht zu beantworten haben? Aber ich habe Sie so lieb, daß ich Sie mit meinen Klagen so wenig beunruhigen will, als nur mög lich seyn wird. Ich klage mein Leid mir, und den Büschen, in die ich mich alle Abende verliere, sobald es sechs geschlagen hat. Nun habe ich hier zwar keinen so poetischen Garten gefunden, als unsere kleine wilde Insel war, wo der Geist der Musen unter der alten Linde, unter den Weiden am Wasser, und überall so gern herbergte; wo Sie, mein liebster Freund! mich zuweilen störten, wenn ich allein seyn wollte, weil Sie wußten, daß ich nicht deßwegen allein war, um nicht bei Ihnen zu seyn; wo die Narren nur selten hinkommen, wo wir die ganze Gegend durch Gespräche der Freundschaft und der Liebe heiligten. Alles dieses ist für mich aus. Die einsamen Gegenden, die ich hier durchstreiche, weil ich noch kein bequemes, einsiedlerisches Gartenhaus habe finden können, scheinen solcher Klagen, als ich zu führen Lust habe, noch gar nicht gewohnt zu seyn. Allein, ich will sie noch dazu gewöhnen, und wenn ein Poet oder Freund nach mir diese Gegenden mit seinen Klagen besucht: so soll ihm das Echo schon viel zärtlicher antworten, als es mir antwortet. — Vor dem einen Thore habe ich es schon versucht. Ich finde dort einen sehr schönen poetischen Garten, mit Inseln, ziemlich natürlichen Einsiedeleien, kleinen Gehölzen, Nachtigallen und Lauben. Allein ich bin immer in Gefahr, von einer Gesellschaft gestört zu werden, die nicht poetisch ist. —

Ich habe es also auch vor einem anderen Thore versucht, und hier ein sehr schönes, wohleingerichtetes Kaffeehaus gefunden, das ziemlich fleißig besucht wird, aber dabei einen Garten hat, in welchem man zuweilen so glücklich ist, allein zu seyn. Hart hinter demselben liegt ein kleines Holz voll Nachtigallen, das aber manchmal durch das Jauchzen betrunkener Soldaten auf eine schändliche Weise entweiht wird. Doch neben diesem Gehölze ist, auf der anderen Seite des Wassers, ein angenehmer Spaziergang hinter lauter Bauerngärten und Häusern, den wegen des nahen Wäldchens niemand besucht, und den ich eben deswegen besuche! Heute hoffe ich dort an einem abgelegenen Orte eine Bauernhütte, und vielleicht eine Laube anzutreffen, wo ich meine einsiedlerische Residenz aufschlagen kann. — Ich habe die Einsamkeit niemals mehr geliebt, als jetzt, und dies ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Spaziergang, oder einen Garten suche, um daselbst ungehindert schwermüthig zu seyn. Ach! mein liebster Freund, das habe ich niemals gedacht, daß ich Sie und unsere andern Freunde so sehr lieb hätte, ungeachtet ich immer gewußt habe, daß Sie insgesammt dasjenige sind, was ich auf der Welt am meisten liebe. Grüßen Sie Alle, und erinnern Sie auch unter unserer ehrwürdigen Linde auf der Insel die Nachtigall, und den ganzen fröhlichen Himmel zuweilen an Ihren alten Freund. Wie sehr bin ich der Ihrige —

Gieseke.

10) Heinse an Jacobi.

Luzern, den 29. August 1780.

Ich fühle jetzt die Zeit in ihrer ganzen Geschwindigkeit, und wie das Leben vorbeirauscht. Nichts ist mehr einerlei, und die Scenen wechseln zu einem unendlichen Schauspiel. Ich werde mir selber zum Abgrund, und kann mich nicht fassen, etwas wieder zu geben. Ich bin glückselig, wie wenige Menschen es seyn können, gesund und hell und frisch, nimmer ermüdet, und immer neu gestärkt an allen Sinnen. Es geht doch nichts über einen Reisenden zu Fuß mit fröhlichem Muth und heitrer Seele, und Stärke und Munterkeit in den Gelenken, der seinen Reisebündel selbst trägt, wie Pythagoras und Plato.

So eben lange ich von dem angenehmsten Spatziergang hier an, den ich mein lebenlang gemacht habe; nämlich einem Spatziergang von Baden durch den Canton Zürch, durch die Freiämter, durch die Cantone Zug, Schwitz, Canton Ober- und Unterwalden. Mit einem Wort: ich bin durch den Mittelpunkt, durch den Kern der Schweitz gereist.

Ihnen wieder zu sagen, was für entzückende Gefühle all mein Wesen durchschauert, ist mir jetzt nicht möglich; ich bin erst in die wahre große lebendige Natur hineingekommen, und das meiste, was ich vorher gesehen habe, war klein, verfälscht und verzerrt. In den Demokratien, die ich durchwandert bin, hat sich mein Herz zuerst recht an der Menschheit gelabt. Ich war wie in Athen zu den Zeiten des Themistokles. Nur einige abgerissene Blätter aus einem dicken Folianten von Empfindungen.

Den 25. August von Zug über den See nach

dem Rigiberg; am Morgen von neun bis zwölf Uhr beim schönsten Wetter.

Vor himmlischer Freude bin ich fast vergangen; so etwas Schönes von Natur habe ich noch nie gesehen. Der spiegelreine und leicht und zart gekräuselte grünlichte See; die Rebengeländer an den Ufern hinein mit Pfählen im Wasser aufgestützt, die vielen hohen Nuß- und Fruchtbäume auf den grünrasigten reinen Anhöhen, die lieblichen Formen den Berg hinan mit Buchen und Fichten und Tannen besetzt; schroff und schräg hinein hier und da, und hier und da wandweise, hier buschigt wie Bergsammt, dort hochwaldigt mit mannigfaltigen Schattirungen süßen Lichts, und in der Tiefe hinten der hohe Rigiberg graulicht und dunkel vor der Sonne liegend. Alle Massen rein und groß und ungekünstelt hingeworfen. Und weiterhin rechter Hand die hohen Schneegebürge, die über den Streifwolken ihre Häupter gen Himmel empor strecken. Und wie sich das alles tief in den See unten hinein spiegelt sanfter und milder. Man ist so recht seelenvoll in stiller lebendiger Natur, so recht im Heiligthum empfindungsvoller Herzen. Ich kanns nicht aussprechen; Gottes Schönheit dringt in all mein Wesen, ruhig und warm und rein: ich bin von allen Banden gelöst, und walle, Himmel über mir und Himmel unter mir, im Element der Geister wie ein Fisch im Quelle. Seligkeit einathmend und ausathmend. Alles ist still und schwebt im Genuß; nichts regt sich als die plätschernden Floßfedern von meinem Nachen, der unmerkliche Taktschlag zu dem wollüstigen geistigen Concerte. Immer stärker läuft mir das Entzücken wie ein Felsenquell durch alle Gewerbe meines Rückgrades.

Nah am Rigiberge stehen die schlanken hochstämmigen Buchen immer erfreulicher die schroffen Ufer herunter zwischen Felsenmassen; und in der Tiefe hinten liegt das kleine Arth wie ein Lustörtchen, ein sicherer Port vom Gebirg beschirmt vor Stürmen. Die ganze linke Seite hin stehen im Grünen einzelne Schweizerhäuserchen, mit ihren drei bis vier Wetterdächern meistens in Weinlaub steckend; und oben weidet das schöne Vieh.

Morgens um 5 Uhr, den 26. August, auf dem höchsten Joche des Rigibergs.

Hier sitz' ich oben in den glänzenden Strahlen der neuen Sonne, die über die Glanergebürge jugendlich hervor springt, und Jubel und Wonne mir in die Seele leuchtet: erschrecklich tief unter mir, die schroffen und senkrechten Felsen hinab, liegt die braune Nacht auf den stillen Seen, wo keine Welle an's Ufer schlägt. Weit und breit über die Erde her ziehen Heere von Nebelwolken, weißgraulich, chaotisch und unförmlich, wie die tausendköpfige Mutter Nacht in Person, schwanger von unendlichem, unreifem Leben. Darüber blitzen hervor die Schneegipfel von Schwitz und Unterwalden wie ungeheure Brillantenblöcke. Und fernerhin schimmern und leuchten und funkeln rosenrothe Streifwölkchen im himmelreinen Aether. Jetzt vermischt sich gegen Westen Himmel und Erde, und die Welt ist lauter Nebel. Gegen Osten bekämpfen ihn die Strahlen der Sonne, und er sinkt und fällt. Die Hügel stehen in Thau, und in den Alpen herum weiden die Kühe. Die Erde zeigt ihr holdselig Antlitz, und eine Menge freundlicher Seen lächeln um mich herum, und Flüsse gehen stolz und strahlend ihren Schlangengang, die Wesen zu erquicken.

Der Rigi ist der erste hohe Berg, den ich bestiegen habe. Um zwei Uhr Nachmittags den 25. gieng ich von Arth allein ohne Wegweiser aus, und stieg die waldigte Anhöhe hinan; verfehlte aber gleich den Pfad, und kam so in's Steile, daß ich weder zurück, noch vor mir konnte, und wurde gewahr, daß ich mit keinem Grafenberg zu thun hatte. Ich ließ meinen Büchsenranzen zuerst hinab in's Gesträuch rollen, und spähte dann am Felsen hangend meinen Rückzug aus. Und das Glück war mir so günstig, daß ich noch mit einigen gefährlichen Sprüngen wieder auf den alten und rechten Weg kam. Nun stieg ich um den Berg herum zwei Stunden lang, mit einem Bettler, der hinauf zu den Kapuzinern wollte, und welchen ich auf dem Wege eingeholt hatte; (es ist oben ein Kapuziner-Klösterlein nur mit vier Mönchen besetzt und einem Bruder, und darum herum drei Wirthshäuser für die Fremden, die im Sommer aus der ganzen Schweiz hieher kommen) und befand mich endlich auf der ersten Anhöhe. Der Schweiß lief mir über den ganzen Leib herab; ich schwitzte von außen und innen, und kam auf die Entdeckung, daß die Schweizer vom Schwitzen ihren Namen her hätten; zuerst die Einwohner von der Schwitz, hernach alle, weil die Benennung doch wirklich auf die meisten so unvergleichlich paßt, und sie alle in der That Schwitzer, der eine mehr als der andere, sind.

Was ich den ganzen Weg und insonderheit hier sah und hörte, habe ich noch nie erfahren, und es läßt sich Keinem davon eine Vorstellung machen. Rund um und überall rauscht der ganze Berg, der in einer Menge von Riesengipfeln gen Himmel em-

vorragt, von herabschießenden Bächen, und Quellen rieseln aus dunkeln Schatten unter Felsen hervor, und Katarakten hallen und brausen dazwischen. Das freundliche Leben, denn anders kann ich oft lechzender Wanderer mir das Wasser nicht denken, scheint zu zürnen, daß es nur todte Felsen findet, die es zu keinem neuen Wachsthum beseelen kann. Auf dieser ersten Höhe steht schon ein Wirthshaus, und hier stärkt' ich mich und meinen Bettler mit einer Flasche rothen wälschen Wein, und einem guten Stück Schweizerkäse. Die zweite Höhe kömmt man an einem Einschnitt linker Hand zwischen zwei hohen Gebirgen durch, und hat über den Abgrund, wodurch ein Bach stürzt, gegen über eine halbe Stunde lang eine gähe, oft senkrecht herabsteigende Felsenwand, voller kleiner hoch herab in die Tiefe stürzender Katarakten, mit Fichten überall bewachsen, wo nur ein Strauch hat Wurzel fassen können; weßwegen sie auch vom Wind hier und dort, wie Halme, niedergeschlagen oder entwurzelt liegen, und hangen und verfaulen, weil Niemand hinzu kann. Voran steigt ein Felsenjoch in die Höhe in einer ungeheuren Reihe gothischer Kolonnaden. Der Bach, der in unzähligen Fällen hinabrauscht, ist hier und da unten und oben, mit Erlen eingefaßt und Buchen und Fichten. Der Berg überhaupt ist sehr fruchtbar, hat unten und oben sehr fette Alpen, unten starke Buchen, und oben viel Fichtenholz. Das herrlichste Vieh weidet überall herum. Der Weg oder der Pfad hinan ist äußerst beschwerlich, oft so enge und klein an Abgründen, daß man kaum darüber weg kann. Die Kapuziner und die Melker haben ihn mit unsäglicher Mühe noch so herausgebracht, sonst wäre er gar

nicht zu besteigen. An vielen Orten liegen dabei große Felsenstücke mit Moos überzogen und mancherlei Kräutern, woraus meistens ziemlich hohe Buchen in der Tiefe und oben Fichten und Gesträuch wachsen. — So habe ich überhaupt noch wenig Thäler zwischen den hohen Bergen angetroffen, wo nicht solche große Felsenstücke liegen, die fast alle mit Bäumen bewachsen sind, welches der Gegend erst so recht das Schweizerische giebt.

Noch denselben Abend stieg ich hinauf auf den höchsten Gipfel, und sah die Sonne gar schön untergehen, indeß die Seen unten schon ganz dunkel waren, und die Nacht, nicht nur Dämmerung, wirklich darauf lag; welches einen entzückenden Kontrast macht. Ich orientirte mich hier in der ganzen Gegend. Man sieht zuerst unten den ganzen Zuger See, dann den größten Theil von dem vielwinklichten Vierwaldstädter See, den Lowerzer See, den Sursee, und weit in der Ferne den Zürcher See, und noch einige andere, und eine große Strecke den Lauf der Reuß, und eine Menge Ortschaften, als Luzern, Küßnacht, Zug, Art, Schwitz ꝛc. Auf den untern Alpen sehen die meistens schwarzen Kühe aus wie große Maulwürfe, die sich aus der Erde hervorgemacht haben. Darum her liegt der herrliche Kranz von Schneegebirgen, die der Natur über den Kopf gewachsen zu seyn scheinen.

Den 26ten gegen Morgen stieg ich den Riegen herab, und über Goldau den Lowerzer See vorbei am Gebürg nach Schwitz. Der Riegenberg besteht fast durchaus aus zusammen gekitteten Kieselsteinen, die meistens so glatt aussehen, als ob sie ein Fluß zusammengeführt und abgeschliffen hätte. Versteine-

rungen sind gar nicht anzutreffen. Am Lowerzer See sind die Felsen hingegen ganz massiv, und bestehen aus lauter kolossalischen Massen, die am Weg, der am See hart vorbeiläuft, senkrecht in die Höhe gehen, und einem fürchterlich über den Kopf hangen. Stürze von ihnen liegen an einigen Orten unten in dem See.

Die mit hohen Gebirgen umschlossene Gegend des Lowerzer Sees, an dessen Ende Schwitz liegt, füllt Herz und Sinnen mit lauter Größe und Kühnheit und Reinheit; und unbegreiflich wird's einem auf der Stelle, wie die Bewohner derselben noch so lange, vom Herrscher Julius Cäsar an, das Joch der Knechtschaft haben tragen können. Wenn man darin auch an den größten Monarchen der Welt denkt, an einen Alexander, an einen Karl den Großen, so kann man ihn doch wahrlich nie anders in der Einbildung sehen, als wie einen kleinen Zwerg.

Von meiner Reise durch Schwitz und über den Vierwaldstädter See durch beide Unterwalden kann ich nichts herausgeben; meine heiligen Gefühle wollen nichts mit der Metze, der Sprache, zu schaffen haben.

Schwitz und Brunen, und Buchs und Stanz und Sarelnhabenmichentzückt, als ob sie das erste Paradies der Welt wären. Oben auf den fruchtbaren Alpen der hohen Gebirge weidet das schöne Vieh, und unten in den reinen Grastriften wohnt das Volk der Unschuld und der Freude; jeder in seiner, von dem andern fünfzig Schritte weit wenigstens entfernten Hütte, Hausvater, und Unterthan und König. Die Menschen sind lauter Kraft und Stärke, und ihre Nerven scheinen Stahlgelenke zu

seyn. Keine Falte im Gesicht, alles so straff und festfleischig. Ihre Mienen und Gebehrden und ihr Blick ist langsames Metallfeuer, Unbiegsamkeit und trotziger Enthusiasmus. In ganz Unterwalden trifft man fast kein Kornfeld an; alles ist Wiese, vollgrünend von den saftigsten Milchkräutern, mit Nußbäumen und Obstbäumen bepflanzt. Sie dürfen keine Kornfelder machen, um im Winter für ihr Vieh Futter zu haben.

Die schönste Gegend aber, die mich so recht mit Lust wie ein Regen durchgossen, war von Kerns bis zu Bruder Klausens Einsiedelei. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Bruder Klaus kennen. Er war Einsiedler um das Jahr 1480, nachdem er schon verschiedenen Feldzügen beigewohnt, und als Held sich berühmt gemacht, und hernach zehn Kinder gezeugt hatte; und stiftete durch seine Einsicht und klugen Rath Frieden zwischen den Städten und den Ländern noch als Einsiedler, und wurde allgemein geliebt und verehrt. Nur ein Paar Sprüche von ihm, und Sie werden ihn hochschätzen.

„Liebe ist die Mutter aller Tugenden im Him„mel und auf Erden: sie äußert sich an allen ihren „Jüngern sichtbarlich; an dem Unterthan z. Er. durch „Gehorsam, an seinem Obern durch Gerechtigkeit. — „Man ehre die Priesterschaft, auch die unwürdige; „es ist gleich, ob lebendiges Quellwasser durch Gold „oder Blei rinnt.“ Er wohnte als Hausvater in dem Dorfe Flüe, das entzückend auf einer Anhöhe vor seiner Klause liegt. Man nennt es den Ranft, wo sie ist; eine Tiefe hinten zwischen zwei hohen Gebirgen, dem Brandshorn linker Hand, und rechter Hand dem Saxeler Berge. Die Hügel voran

sind alle mit Bäumen bewachsen, und mit Häuschen, und hier und da mit einer schönen Kapelle besetzt. Die Bäche und Quellen, die überall herunter stürzen, lassen den Verstand über die Empfindung gar nicht Herr werden.

Den 27. August, bei Bruder Klausens Kapelle.

Die Welt weiß nicht, welche Seligkeit einen da umfängt, und was für Ruhe, Freude und Entzücken in alle Sinne da hinein quillt, sonst würde jeder Naturmensch seine Wallfahrt dahin thun, wie ein frommer Pilgrimm in den alten Zeiten nach dem gelobten Lande. Von himmelhohen Bergen umringt, sitzt man da, an der herniederrauschenden Melch, im kühlen Schatten dick belaubter Bäume, auf dem frischgrünendsten Rasen, und der Wind treibt oben mit den Wolken sein Spiel. Heiliger Bruder Klaus du hattest Recht; hier ist ein wahrer Brennpunkt von Gottheit. Ach! deine Kapelle war groß genug für dich, du hattest alles von innen. Und was brauchtest du weitläufige Zimmer und Mauerwerk! Du wandeltest in einem Tempel, wogegen Roms Peterskirche ein zusammengerechnetes Ding der Langenweile seyn muß!

11) Gleim an Heinse.

Halberstadt den 10. August 1772.

Da bekomme ich in diesem Augenblicke Ihren klagevollen Brief, nehme den zärtlichsten Antheil an Ihrer und Ihres Vaters Bekümmerniß, und wünschte Kaiser Joseph zu seyn, oder Schach Baham, blos um Ihnen Glück, und Ihrem Vater Haus und

Garten wieder geben zu können. Bei Ihrer Beschreibung des dortigen Elends müßte dem blutgierigsten Tyrannen das Herz weich werden.

Mein lieber Heinse, lassen Sie mich doch geschwind einen kleinen Beweis geben, daß Ihrem Gleim beim Lesen derselben eine Thräne ins Auge getreten ist — und zwar bei der Stelle des Briefes, in welcher Sie den Verlust erzählen, den Ihr Vater an seinen selbstgepflanzten Bäumen durch den Brand erlitten hat. Ich sende Ihnen eine Kleinigkeit zum Ankauf junger Bäume, diesen Herbst sogleich wieder zu pflanzen, für Ihren guten Vater! Ausdrücklich unter dieser Bedingung, daß Sie's keinem Menschen, folglich auch Ihrem Vater nicht sagen, von welcher Hand sie gekommen sind, sende ich sie. Dann, mein lieber Herr Heinse, denn ich muß mich aufs kürzeste fassen, dann, wenn Sie die Sache wegen Ankauf junger Bäume besorgt haben, dann dächt' ich, Sie machten sich sogleich auf den Weg nach Halberstadt. In Blankenburg bleiben Sie, und geben mir Nachricht von Ihrem Dortseyn. Die Ursache? — Ein hiesiger Edelmann, der einen einzigen Sohn von sechs bis sieben Jahren, und den guten Vorsatz hat, ihm die beste Erziehung zu geben, ein sehr vernünftiger, edeldenkender Mann, der den Hofmeister seines Kindes auf dem Fuß eines Freundes bei sich haben will, solch ein Mann hat mich ersucht, einen Lehrer seines einzigen Sohns ihm vorzuschlagen; ich habe ihm von meinem Wilhelm Heinse die beßten Begriffe beigebracht, ohne jedoch ihm seinen Namen zu nennen, und unsere Meinung wurde, nach einem darüber gehaltenen langen Gespräch, daß wir Sie sehen müßten.

Die Verschweigung Ihres Namens hat seinen guten Grund; würden wir nicht eins, so soll er nicht wissen, was für ein würdiger junger Mann seinen Beifall nicht gehabt hat. Wollten Sie auch unter fremdem Namen lieber gerade hieher kommen, so hätte ich auch nichts dawider.

12) Gleim an Joh. v. Müller.

Halberstadt, den 22. Oktober 1780.

Um Gotteswillen, bester Müller! lassen Sie doch nur etwas von sich hören. Sind Sie krank — kränker an Ihren Augen goworden? Keine Sylbe von Nachricht. Sie glauben's nicht, wie sehr ich Sie liebe! Wie sehr wir alle, die wir Sie kennen lernten, Sie hochschätzen! Alle Tage frage ich nach Nachrichten von Ihnen, in- und außerhalb meines Klosters.

Ich bitte, mein Lieber! mir zu schreiben, oder schreiben zu lassen, wenn Sie nicht können. Noch immer gereuet mich, daß ich Sie reisen ließ. Wären Sie hier geblieben, die Augen sollten schon besser seyn. Ich umarme Sie, wie Bonstetten Sie umarmen würde.

13) Johann von Müller an Hrn. Inspektor Weß. ly.

Wien, den 9. September 1795.

Was ich Ihnen heute zu schreiben habe, lieber Herr Inspektor, wird Ihnen durch die Seele gehen; Sie können aber unmöglich mehr dabei fühlen, als ich selbst. Bei unserm lieben Franz erschien seit ei-

nigen Monaten zuweilen eine augenblickliche Abnahme von Kräften, welche aber durch seine Munterkeit und seinen Eifer für seine geliebten Studien sobald überwunden wurde, daß man sie nur als vorübergehend betrachten konnte. Eigentlich wurde sie mir den 23. oder 24. August bemerklich, da er anfieng, eines Dunstes zu erwähnen, der ihm bisweilen die Augen umnebele und überhaupt von einigen Schmerzen in den Gesichtsnerven sprach. Da er sonst gemeiniglich, wenn ich Abends heimkam, mir einen Zettel mit Fragen brachte, um Auflösung der ihm in den Collegien oder bei der Lectüre den Tag über aufgestoßenen Schwierigkeiten zu erhalten, sagte er zum erstenmal damals: „wir wollen dieses verschieben," — weil er die Kraft nicht habe, Gedanken zu folgen. Sofort rieth ich ihm, (und er that es auch), den D. Habermann zu besuchen, der bei Hofe angestellt ist, und sehr viele Praxis hat. Die ihm vorgeschriebenen Mittel hinderten aber nicht, daß er in einigen Tagen bettlägerig und von nun an äußerst matt wurde, wie er denn in kurzem sich gar nicht mehr helfen konnte. Nicht nur besuchte ihn von nun an der Doctor H. mehrmals, sondern ich bewog noch den vornehmsten praktischen Arzt, welcher hier ist, den Baron Guarin (der nächst Gott mir das Leben gerettet hat), gleiches zu thun. Er aber verfiel unaufhaltbar mehr und mehr, so daß er bald selten jemand erkannte. Gut blieb er übrigens, wie seine Natur war, und meistens ziemlich geduldig, behielt auch immer noch gewisse physische Kräfte. Die Ursache und Natur seiner Krankheit aber blieb (wie es mir scheint) ungewiß. Verschleimung hatte er zuverlässig, und zu derselben Auflösung hatte er im Frühjahr

eine eigene Cur gebraucht; hiernächst gebadet und Bewegung vorgenommen; auf der andern Seite schien vielfältiger Ausschlag im Gesicht eine verborgene Schärfe im Geblüte anzuzeigen. Er hatte auch schon lange einen übeln Geruch aus dem Munde, dem er durch die größte Reinlichkeit nicht abzuhelfen wußte; indeß ein sehr großer Appetit bei zunehmender Magerkeit ein anderer Vorbote einer Auszehrung schien. Die diesmalige Krankheit aber wurde von beiden Aerzten für ein Faulfieber erklärt. Gewiß hatte keine Art von Ausschweifung, ich weiß das auf's bestimmteste von ihm selbst, ihm das Uebel zugezogen. Studirt hatte er zwar viel, doch durch verhältnißmäßige Bewegung, theils durch das Besuchen der von unserer Wohnung entfernten Collegien selbst, theils durch Veranlassung einiger guten Freunde, und auch sonst durch das Theater und andere anständige Zerstreuungen sich immer die gehörige Munterkeit gegeben, so daß ich ihn nicht ein einzig Mal finster gesehen habe. Wohl hat man seit einigen Monaten mehr Stille und Solidität im Character, als sonst, an ihm bemerkt, und er soll einst im Fall gewesen seyn (welches mir erst jetzt gesagt worden), wegen Anwandlung einer plötzlichen Schwachheit ein Collegium zu verlassen. Dem sey, wie ihm wolle, ungeachtet aller Arzneien, aller Hülfe, nahm er nun plötzlich sehr ab, daß ich am 6. Sept. für gut hielt, aus Vorsorge ihn mit den heiligen Sakramenten versehen zu lassen, welches dann von dem Pfarrer des Kirchspiels und einem sehr ehrwürdigen Vater Augustiner mit aller hier zu Lande üblichen Feierlichkeit bei seinem in derselbigen Stunde völligen Bewußtseyn mit allgemeiner Er-

bauung vollzogen worden. Auch nachher war er öfters bei augenblicklicher Besinnung; er schien zu hoffen. Doch vernahm ich, daß, da vor einigen Tagen einer seiner Landsleute ihm den Tod Dofreins erzählte, welcher zu Mainz mit ihm gelebt hatte, er geäußert habe: „ich werde wohl bald bei ihm seyn!“ Leider eine allzuwahr gegründete Ahndung! Die Nacht vom 7ten zum 8ten war besonders unruhig. Gegen Morgen bekam er ein sehr heftiges Röcheln, doch bisweilen schien er noch die Personen, welche um ihn waren, besonders meinen Bedienten, dem er noch mit äußerster Kraft die Hand drückte, und seine vorigen Verhältnisse und Gesinnungen zu kennen. Immer noch ließ die Kraft seiner durch keine Ausschweifungen geschwächten Jugend Hoffnungen. Vergeblich; diese Kraft unterlag um halb Ein Uhr Nachmittags, am 8. September. Ein Schleimschlag, wie es scheint, oder der Brand (es zeigte sich vom Haupte bis zur Brust ein blauer Strich) traf ihn etwas nach zwölf Uhr. Zehen Minuten hatte er zu ringen und entschlief. Seine Gesichtszüge wurden auf einmal so heiter und freundlich, wie in Stunden, wo er recht vergnügt war.

Aber so glücklich er ist, einer Welt voll Ungewißheiten, voll Wandelbarkeit und allen Arten Verderbniß in seiner Unschuld, in seinem reinen Herzen, mitten im Betrieb um das Wahre und Gute, mitten unter den schönsten, edelmüthigsten Absichten (die er mir öfters zu erkennen gab) entgangen zu seyn, so tief fühlen wir den Schmerz, Sie, Ihr Haus und ich; denn obwohl ich weder sein Vater noch Bruder war, so können kaum zu Aschaffenburg

mehrere und innigere Thränen um ihn fließen, als die ich geweint, und noch weinen werde. Weniger betraure ich ihn, (so lieb er mir war, so leid es mir um ihn ist), weniger beweine ich ihn, der unserm menschlichen Elend (welches ich bei diesem Anlaß so lebhaft fühle) entronnen ist, als Sie und seine Mutter, deren Trost und Freude (wie er mir oft sagte), und seine Geschwister, deren Stütze und Wohlthäter er werden wollte, und mich selbst, dessen Freund er sein Lebelang gewesen wäre. Einen Mangel an Sorgfalt weiß ich mir nicht vorzuwerfen. Aber er ist (für uns) nicht mehr; das ist genug, um Sie und mich in eine Traurigkeit zu versetzen, wider die ich Ihnen um so weniger Trostgründe zu geben weiß, als ich deren selbst nöthig hätte. Begraben wird er (auf den Rath der Aerzte) am dritten Tage, auf's Anständigste, wie dieses in allem beobachtet worden ist.

Für die Ruhe der Seele lasse ich zwar nach christlich-katholischem Gebrauch eine Anzahl Seelenmessen halten; aber seine gute, reine, der Wahrheit und der Tugend ergebene Seele gefällt schon durch sich dem Vater aller Erbarmungen, welcher für die Vergehungen menschlicher Schwachheit das Blut Jesu Christi angenommen, dessen Name ihm im Todeskampf zugerufen worden, und dessen Kraft zu fühlen, da er nicht mehr reden konnte, er durch die Bewegungen seiner Hände bezeuget hat. Er sieht uns im Lichte Gottes, zu dem er gegangen ist, er gedenkt unser, und weiß, was in unsern Herzen waltet, er bittet für uns. Wie wenig dacht' ich dieses, da ich vor 14 Tagen Ihnen zum letztenmal schrieb; wie wenig dachten wir es beim Abschiede von Dir-

burg, als gegen den geliebten Vater noch eine dankbare Zähre aus Franzens Augen rollte! Gott wollte es; darum mußte es so seyn. Was Menschen thun konnten, ist nicht unterlassen worden. Möge auch ich sterben des Todes dieses Gerechten! Es ist bald ein Jahr, daß ich dem Tode nahe schien, und er viel um mich geweint hat. Wie wenig dachte er, daß jetzt ich ihn beweinen werde. Der gütige Vater, der Allweise wollte es, er allein weiß, warum er es so wollte. Eine billige Hoffnung der Ihrigen (denn er war in der That so gut und redlich, als gründlich) geht mit ihm unter, ich weine auch darüber; was können wir aber, als um Trost und Hülfe zu dem rufen, der allein alle Quellen von Trost und Hülfe besitzt. Ich setze mich ganz in Ihre und der Ihrigen Lage. Denn auch meine Seele ist tief betrübt; ich vermag nicht, Sie zu trösten. Gott tröste Sie! — Zu besondern Verdiensten um die Menschen, ließ ihm seine Jugend die Gelegenheit nicht; aber zu den edelsten und größten war der Wille in ihm, der so viel ist, als die That, vor dem Allsehenden, vor welchem, was geschehen wäre, so gut existirt, als das Geschehene.

Er hat in seinen letzten Augenblicken nichts Vernehmliches mehr sagen können; aber am Throne des Allerbarmers wird er, hoffe ich, für uns alle sein letztes Wort sagen, und der, welcher jeden in seinem Namen gegebenen Becher Wasser lohnt, wird es vor den Thron seines Vaters bringen. Die im Evangelium deutlich enthaltenen Hoffnungen des Wiedersehens, der Wiedervereinigung stärke Sie, stärke auch mich, dieses auszuhalten, damit uns für diese Ergebenheit in Gottes Willen, auch dieses Glück zu

Theil werde. Aus einer Welt voll Versuchungen und Verführungen hat ihn sein guter Engel heimgeführt, er bedarf unser nicht mehr, Gott aber führe uns zu ihm. In welche Freudenthränen wird unser Leid sich verwandeln!

Ich weiß nicht, wie ich es gemacht habe, um diesen allertraurigsten Brief, den ich in meinem Leben geschrieben, so weitläufig werden zu lassen; aber es ist mir schwer, aufzuhören von Wessely zu reden. Meine Augen suchen ihn überall, wehmuthsvoll und naß werden sie noch oft ihn vergeblich suchen. Ihn hat Gott so geliebt, daß er von des Lebens Mühseligkeiten frühe ruht; sein junges Leben ist frühe abgepflückt worden, wie eine liebliche Blume zum Schmuck des Geburtsfestes der Mutter seines Heilandes (an welchem Tage er gestorben). Er ist im Frieden, in Ehren, von weinenden Freunden umgeben, und in der Ferne beweint, eingegangen in seine Kammer. Zu uns kommt er nicht mehr; wir aber kommen zu ihm! Wer wird der Erste seyn?

Sein Gott und unser Gott, sein Vater und unser Vater lasse sich das schwere kostbare Opfer unserer anbetenden Ergebung in seinen Willen gefallen! Trocknet Eure Thränen, liebe Aeltern und Schwestern meines jungen Freundes! heilet Eure zerrissenen Herzen, durch den Trost Gottes! Wenn er so, wie viele Tausende, nach Indien gezogen wäre, um nach vielen Jahren mit großem Reichthum wieder zu kommen, nicht wahr, die Hoffnung hätte Euch die lange Abwesenheit erträglich gemacht? Viel gewisser ist sein Glück, wo er nun ist; viel gewisser, daß, wenn wir geduldig anbeten und recht thun, wir ihn, so wie wir es wünschen, wie.

der umarmen werden. Ich weiß nicht, ob, da ich hier weine und schreibe, sein Schatten mich umschwebt, oder ob, wenn Ihr dieses leset und weinet, er mitten unter Euch seyn wird; aber dafür habe ich ihn gekannt, und das weiß ich gewiß, daß, gleich wie diese Trauer ihm unsere treue Liebe zeiget, so unsere baldige Beruhigung, unser Fortarbeiten auf dem dortigen Lebenspfand, und liebevolles, heiteres Andenken an ihn sein Wunsch ist, und daß er es unserm Verstand und Herzen sehr verdenken würde, wenn wir zu lange uns darüber grämen wollten, daß er nun glücklicher ist, als wir. Der aber, welcher selbst mitweinte, als er Martha und Maria über ihren Bruder, seinen Freund weinen sah, er, die Auferstehung und das Leben, der gute Hirte, welcher dieses sanfte unschuldige Lamm heimgetragen, ehe die unter der Heerde grassirenden Seuchen es anstecken konnten — Jesus, bei dem er ist, ergieße über Sie, über die Mutter, und über die Geschwister seinen kraftvollen Trost. Ich, so lange ich lebe, werde dem Angedenken des Seligen meine Liebe dadurch bezeugen, daß ich den Seinigen bei jedem Anlaß beweise, Sie haben, wenn gleich sehr viel, doch den Freund ihres Sohnes und Bruders nicht verloren.

Gott sey mit Ihnen!

Ich verbleibe ꝛc.

14) Wieland an Salomon Geßner.

Mein theuerster Freund!

Biberach, den 17. u. 20. April 1764.

Ich habe immer eine vorzügliche Hochachtung für Ihre Republik gehabt; aber seitdem Ihre Mitbürger

eine so unzweideutige Probe gegeben haben, daß sie die Ehre, die ihnen ihr Geßner macht, zu schätzen wissen, seit diesem Augenblicke bin ich geneigt, das Beste von ihnen zu denken, was jemals zum Lobe der Republik gesagt worden ist. Jetzt, jetzt möchte ich in Zürich, oder wenigstens in Ihrer Nachbarschaft unter irgend einem ländlichen Dache allein den Musen und der Freundschaft leben können! Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr der Anblick Ihres allerliebsten Geschenkes, Ihrer Landschaften, diesen leider vergeblichen Wunsch befeuert hat. Mit einer seltsamen Vermischung von Entzücken und wollüstiger Wehmuth betrachtete ich, ohne mich bis jetzt daran satt sehen zu können, diese rührenden Bilder der einfältig schönen Natur, — diese anmuthsvollen Wildnisse, — diese wahrhaftig dichterischen Scenen, bei deren Anblick es unmöglich ist, sich des Horazischen: rus, quando ego te aspiciam, quandoque licebit, ducere sollicitae jucunda oblivia vitae; — zu enthalten! — Gewiß! es hätte Ihnen angenehm seyn müssen, die Eindrücke zu sehen, welche die unersättliche Betrachtung dieser zauberischen Landschaften auf mein ganzes Wesen machte. Ich konnte den ganzen Abend nicht davon wegkommen, und diese ganze Nacht träumte ich von Zürich und von Ihnen. — Ich wurde mitten in einer Erzählung aufgeweckt, die mir Ihr guter rechtschaffener Oheim, Herr Billeter, von den Umständen Ihrer Erwählung machte. — Nur ein Dichter, nur der Dichter der Idylle konnte die Natur aus einem solchen Gesichtspuncte ansehen, so rührende Schönheiten in ihr finden, sie so fein, so lebhaft fühlen, um sie mit solcher Begeisterung auf einem geätzten Blatt aus-

zubrücken! — Ich sehe wirklich Ihre Landschaften als eine Folge von Idyllen an, bei denen ich soviel denke und empfinde, als wenn sie mit Worten gemahlt wären. — Ihre Zeichnung ist wirkliche Poesie, — wie sehnlich wünschte ich mir noch ein Paar Dutzend solcher Scenen; — Sie wissen, daß ich nichts als ein bloßer Liebhaber der Künste bin! Ich kann nicht urtheilen, aber ich empfinde; und allein nach meinem Gefühle rede ich.

Sie sind der Bewunderung von Allem, was in Europa Empfindung und Geschmack hat, längst gewohnt, — wer bewundert nicht den Dichter der schönen Natur, der Grazien und der naiven Unschuld! — Aber Niemand kann Sie inniger hochachten und zärtlicher lieben, als ꝛc.

15) Wieland an den Freiherrn von Retzer.

Hochwohlgeborner Herr,

Sehr verehrter Herr und Freund!

Weimar, den 12. October 1796.

Ich ergreife die Gelegenheit eines nach Wien gehenden jungen Freundes, um mich bei Euer Wohlgeboren wieder in geneigte Erinnerung zu bringen, und mich zugleich einer zu lange aufgeschobenen Pflicht zu entledigen; indem ich Ihnen für die mehrmaligen neueren Beweise Ihres mir sehr schätzbaren Wohlwollens, und besonders für alle Ihre thätigen und großmüthigen Verwendungen zu Gunsten der neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke den wärmsten und verbindlichsten Dank erstatte.

Euer Hochwohlgeboren haben mir so vieljährige, mannigfaltige und wesentliche Proben Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich gegeben, daß

ich nicht zu viel zu wagen glaube, wenn ich Ihr/en Herrn Doktor Hederich, der durch die Ueberbringung dieses Briefes die Ehre sucht, Ihnen bekannt zu werden, zu gütiger Aufnahme, und in so fern es ohne Ihre mindeste Ungelegenheit geschehen kann, zu geneigter Beförderung seines Vorhabens, sich einige Zeit zur Fortsetzung seiner Studien in Wien aufzuhalten, auf das angelegenste empfehle. — Eine Empfehlung, die er vielleicht nur für die ersten Augenblicke nöthig hat; denn ich bin gewiß, daß er, bei etwas näherer Bekanntschaft, sich selbst durch die vorzüglichen Eigenschaften seines Kopfs und Herzens am nachdrücklichsten empfehlen wird. Er hat sich mit allen Arten von Vorkenntnissen ausgerüstet, unter den berühmten Lehrern der medicinischen Fakultät zu Jena auf die Arzneiwissenschaften gelegt, und wünscht nun zu Wien, wo seit dem großen van Swieten, die erste hippokratische Schule in Europa blüht, die daselbst so häufigen und vorzüglichen Gelegenheiten und Anstalten zur Erweiterung und Berichtigung seiner bereits erworbenen Kenntnisse möglichst benützen zu können. Er ist ein junger Mann von seltenen Geistesfähigkeiten und eisernem Fleiß; anima candidissima, und eben darum bei seiner wenigen Weltkenntniß ꝛc. der Leitung eines edelgesinnten und klugen Menschenfreundes allerdings bedürftig. Haben Sie die Güte, mein sehr verehrter Freund, ihm zuweilen einen kurzen Zutritt bei Ihnen zu gestatten, ihn an die Männer, welche sein Vorhaben am meisten befördern können, zu empfehlen, und ihn überhaupt in Allem, was ihm zu einem zweckmäßigen Aufenthalt in Wien nöthig und dienlich seyn kann, mit Ihrem gütigen Rath zu unterstützen. Bin ich

fähig, diese Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen für diesen Herrn Hederich erbitte, auf irgend eine Art zu erwiedern, so disponiren Sie über mich. Jede Gelegenheit wird mir erwünscht seyn, die ausnehmende Hochachtung und Ergebenheit beweisen zu können, womit ich lebenslänglich beharren werde

Euer Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster und verbundenster ꝛc.

Vierter Abschnitt.

Vermischte Aufsätze.

1) Redlichkeit.

Octavius und Antonius hatten sich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngeren Pompejus zu einem Gastmahl begeben. — „Willst du Herr der Welt seyn, und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?“ zischelte dem Pompejus sein erster Schiffshauptmann Menas in's Ohr: „ich darf nur gehen, und das Ankertau kappen.“

Pompejus mißbilligte und verwarf diesen Antrag; aber mit welch' einer Aeußerung? — — „Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest,“ sagte er, „so hätt' ich sie gut seyn lassen; ich selbst kann mich unmöglich entschließen, mein Wort zu brechen.“

Wie? macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausführung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heißen, und die Früchte davon genießen? — Pompejus blieb ja Herr, die Verrätherei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm

auf Glauben vertraut hatten, nur sicher wieder an's Land setzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewisser deutscher Fürst, Albrecht, soll einst mit dreitausend Reisigen nach Wien gekommen seyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — „Wollt ihr," sagte sein oberster Hauptmann zu ihm, „so nehm' ich den Kaiser gefangen, und Ihr seyd Herr über Wien und ganz Oesterreich." — „Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen," soll Albrecht erwiedert haben; „ich selbst kann Euch eine schlechte That, wie die, nicht befehlen." — Ganz derselbige Mißverstand und derselbige Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn Albrecht den gefangenen Kaiser nicht wieder losgeben können? losgeben müssen? Hätt' er nicht, zu seiner Rechtfertigung vor der Welt, noch obendrein den Hauptmann bestrafen, oder ihn dem Kaiser selbst zur Bestrafung ausliefern müssen?

Wie ganz besser klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwischen Pompejus und Menas! — „Ein Mann wie Menas," soll der erstere gesagt haben, „mag sein Wort brechen, und seine Ehre schänden: eines Sohns des Pompejus ist das nicht würdig." — Dieser Ton ist der echte, der wahrhaft edele: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühl, der Anspruch auf unsere ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daß Menas ein bloßer Freigelassener war, und daß Pompejus ihm gleichsam die Gesinnung eines Sclaven vorwirft, die nie die Gesinnung eines freigebornen, edlen Römers seyn könne.

Nach jener ersten Erzählung ist Pompejus, so wie sein Gegenbild Albrecht, nicht im mindesten hesser, als jener berüchtigte König von Bithynien, der seinen Gastfreund Hannibal zwar nicht selbst auslieferu wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr ist jenes Paar noch ein wenig schlechter, und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung Hannibals für unmöglich, und sich selbst glaubte er in Gefahr zu setzen, wenn er den Aufenthalt desselben nachzuweisen sich weigerte. Er handelte also aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen; und es war noch immer löblich von ihm, daß er seinen Gastfreund selbst zu fangen, entweder zu gefühlvoll, oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht, oder welche Noth konnte einen Pompejus und einen Albrecht bewegen, den Ersatz des begangenen Unrechts zurückzuhalten? Der Bithynier erscheint in seiner Handlung mehr als ein Unglücklicher; diese in ihren Erklärungen mehr als Heuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht sowohl das Wesen, als die Schande des Namens hassen. — Dennoch hatte Hannibal noch immer Recht, über beleidigte Gastfreundschaft zu klagen: denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen: so hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, seinen Freund, wenn auch nicht schützen, doch warnen, und falls er das auch für nicht thunlich, oder für unnütz hielt, wenigstens an seinem Unglücke nicht den mindesten Theil nehmen müssen.

Noch mehr Recht aber hatte Hannibal in seinen Klagen über die Römer. Es war höchst unwürdig

gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schicksale schon so unschädlich geworden, in seinem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen, und seinen Beschützer zur Verletzung des bei allen Völkern heiligen geachteten Gastrechtes zu reitzen. — „Sind das die Römer,“ rief der erbitterte Feldherr aus, „deren Vorfahren den Pyrrhus, ob er gleich als Feind mit seinem Kriegsheere in Italien stand, so edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne solcher Väter einen Gesandten, der Consul war, abfertigen, um einen fremden Fürsten zu der Schandthat aufzufordern, seinen Gast zu ermorden?“ — —

Ein vortreffliches Beispiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, giebt die Geschichte Johann's des Ersten von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geisseln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frei gegeben worden. Unter diesen Geisseln befand sich auch sein zweiter Sohn, Herzog von Anjou; und dieser begieng die Unwürdigkeit, sich, wider Wissen und Willen des Königs von England, aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. Johann, um sein Mißfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's Vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich ein nach England, und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beilegt: daß, wenn Treue und Glauben von der ganzen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wiederfinden müßten.

Ein ähnliches, nicht minder schönes, Beispiel von Redlichkeit enthält die deutsche Geschichte. — Kaiser Ludewig von Baiern hatte seinem gefangenen Gegenkaiser, Friedrich von Oesterreich, die Freiheit unter gewissen Bedingungen wiedergegeben, die dieser, in der vollsten Hoffnung, sie erfüllen zu können, eingegangen war. Diese Hoffnung aber schlug fehl; und Friedrich kam in den unangenehmen Fall, daß er entweder seinem gegebenen Worte untreu werden, oder in seine Gefangenschaft zurückkehren mußte. — Es wäre ihm äußerst leicht gewesen, sich durch den Papst, der ganz dazu gestimmt war, seines Eides entbinden zu lassen; aber über eine solche Maasregel, so wenig sie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte Friedrich sich erhaben: er entschloß sich kurz, und gieng nach München zurück. Ludwig, von so viel Tugend gerührt, empfieng ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aß mit ihm an Einer Tafel, schlief mit ihm in Einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelst eines feierlichen Vertrages, zu seinem Mitkaiser an. —

2) Kriegerehre.

„Der Staat, sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, hat zweierlei Mittel, wodurch er belohnt: Metall, und Ehre. Beide werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werthe dieser Aufopferungen vertheilt.“

„Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn: mit

mehr Ehre, große Tugenden, große Eigenschaften des Characters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend."

„Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen; so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger." — —

Und so hätte denn der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herabsähe? Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die angeführte Schlußfolge auf ihn passen soll, muß gegen alle Stände die größte Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn Beides ist Eins. Der Regent ist, nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daß sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, so wie jeder Stand der Inbegriff aller ihm angehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn alle in ihrer Verbindung ihm es werth scheinen sollen, daß nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger, für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wären sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben, so würde er das Bekenntniß ablegen: daß er sein

Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbrüder, für noch verächtlicher, als das Verächtliche halte.

Darum aber darf er seinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweist, darf er für den seinigen eine noch höhere Achtung fordern. Die Krämerseele, die ihm diese verweigert, weil sie ihren kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskosten des Kriegsstandes berechnet, und Blut und Leben eines edeln, tapfern Mannes gegen Gold wägt, ist seiner ganzen Verachtung — vielmehr seines ganzen Mitleidens — würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht besser leben: er wählte den seinigen, weil er in ihm den verdienstvollsten erkannte. —

Aber wessen Wahl nun nicht aus so edeln Bewegungsgründen geschah? Wen ein stumpfsinniges Vorurtheil, oder Armuth, oder Ungeschicklichkeit zu jedem andern Geschäfte, oder gar Scheu vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein solcher freilich hat der Krämerseele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn ist obige Betrachtung geschrieben. Denn, was den wahrhaft edlen Krieger nie anwandeln wird, das konnte leicht ihn in seiner Einfalt anwandeln: daß er auf die übrigen Stände geringschätzige Blicke würfe, und dadurch sich diesen Ständen, als selbst geringschätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarei, wo der Krieger Räuber, oder unter zügellosen Despoten, wo er blindes Werkzeug einer willkührlichen Macht ist: da ist von der Ehre desselben ganz und gar nicht die Rede. — Er kann hier nur gefürchtet, und geflohen, aber

unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieses Standes fällt nur auf den edeldenkenden Patrioten, nicht auf den Räuber, oder den Söldner.

3) Ueber den Unterschied zwischen Poesie und Prosa.

Der beste Weg, sich von einer Sache einen bestimmten Begriff zu machen, ist der, daß man sie mit ihrem Gegentheil vergleiche. Der Poesie steht die Prosa entgegen; und um also einen richtigen Begriff von jener herauszubringen, müssen wir sie mit dieser zusammenhalten. — Jedermann fühlt, daß es Poesie ist, wenn Gleim singt:

Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog, bei Sternenklang,
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg.

Und daß es Prosa ist; wenn der Geschichtschreiber erzählt: „Der König nahm so weise Maßregeln, und griff die Feinde so vortheilhaft an, daß er, ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit, seinen vollkommenen Sieg erhielt."

Was macht nun aber jenes zur Poesie, und dieses zur Prosa? Kein Unterschied zwischen beiden Stellen fällt sichtbarer in die Augen, als daß

in der einen ein bestimmtes Sylbenmaß ist, in der andern nicht; daß die eine gereimt ist, die andere nicht. — Sollten denn aber Sylbenmaß und Reim wirklich den einzigen, oder nur den Hauptunterschied machen? Wir wollen sehen. — Der sonst vortreffliche Hagedorn singt:

Was ist die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Es ist die Wissenschaft, in sich beglückt zu seyn.
Was aber ist das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu, und stete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und wesentlichen Pflichten
Die freien Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Hier ist auch Sylbenmaß und Reim; und doch wird jeder Leser von Geschmack die Stelle tadeln; er wird die Verse zu prosaisch finden. Hingegen, wenn Gerstenberg sagt! „Trage mich auf deinen kühlenden Flügeln, schneller Boreas, nach Cypern hin, wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt!“ so ist hier zwar mehr als gewöhnlicher Wohlklang, aber es findet sich weder Sylbenmaß noch Reim: und gleichwohl ist die Stelle poetisch. Auch führt die Sammlung, woraus sie genommen ist, den Titel: Prosaische Gedichte.

Wir werden also noch andere Merkmale aufsuchen müssen: und da fällt nun wieder kein Unterschied deutlicher in die Augen, als daß die poetischen Stellen Erdichtung, die prosaischen lauter Wahrheit enthalten. In der Gerstenbergischen finden wir Wesen genannt, die nirgend, als in der Einbildung

der Dichter existiren: Bachus und den beflügelten Boreas; in der Gleimischen sind zwar die aufgeführten Wesen alle wirklich, aber die ihnen beigelegten Handlungen sind erfunden. Die Hagedornische Stelle dagegen enthält nichts als philosophische, so wie die andere, die wir der Gleimischen entgegensetzten, nichts als historische Wahrheit. — Das Wesen der Poesie scheint demnach in der Erdichtung, der Prosa in der Wahrheit zu liegen; und die griechische sowohl als die deutsche Etymologie der Wörter Poesie und Gedicht scheint diesen Begriff zu bestätigen.

Aber auch dieses Merkmal kann noch nicht hinlänglich seyn; denn wenn nun ein falscher Zeuge vor Gericht eine ganze Erzählung ohne allen Grund der Wahrheit ersinnet: ist er darum ein Dichter? Oder ist jede Heiligenlegende, jedes Koboldmährchen ein Gedicht, weil Wesen der Einbildung darin vorkommen? — Und wie, wenn es Poesie gäbe, die ein jeder dafür erkennte, und die gleichwohl nichts, als wahre Empfindungen in wahren wirklichen Situationen ausdrückte? Haller singt bei dem Tode seiner Mariane:

Wie oft, wenn ich dich innig küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie, wenn ich sie verlassen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Diese so empfindungvolle Stelle ist gewiß nicht prosaisch; und doch enthält sie, wie man dem Dichter leicht glauben kann, nichts als Wahrheit.

Also zum dritten Unterschiede, der in den obigen

Stellen sichtbar ist! Dieser besteht darin: daß die poetischen ungewöhnliche Wörter, wie: Sternenklang, nektarische Reben; fremde und eigene Wortfügungen:

Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held;

kühnere Metaphern: Gott wog den Krieg beider Heere; häufigere Epithete, wie: kühlender Flügel, schneller Boreas, sternenvoller Himmel, enthalten; mit einem Worte, daß sie im Ausdrucke weit voller, glänzender, enthusiastischer sind, als die ganz simpeln und schmucklosen prosaischen. — Aber auch dieses Merkmal kann wohl nicht hinlänglich seyn; denn die zuletzt angeführte Hallerische Stelle, ist im Ausdrucke desto ungeschmückter und einfältiger, und ist gleichwohl poetisch.

Demungeachtet fühlt man, daß in jedem dieser Merkmale, obgleich keines den Begriff erschöpft, ja obgleich jedes einzeln wegseyn kann, etwas zur Poesie Gehöriges liege. Reim und Sylbenmaß machen noch kein Gedicht aus; aber gleichwohl gehören beide nur für den Dichter. Nicht zu jedem Gedichte wird Erdichtung erfordert, und nicht jede Erdichtung ist Poesie; aber gleichwohl ist es unläugbar etwas Poetisches, zu erdichten. Nicht in jedem Gedichte darf der Ausdruck glänzend und prächtig seyn; aber gleichwohl ist ohne Zweifel so ein Ausdruck poetisch. — Alles kömmt also darauf an, daß wir das Allgemeinere finden, das in jedem dieser Merkmale begriffen ist: denn dieses Allgemeinere muß das Wesen der Poesie enthalten. Am besten, daß wir zu dieser Untersuchung das Merkmal des Reims und des

Sylbenmaßes wählen, weil diese dem Gedicht allein eigen sind, und schlechterdings nicht für die Prosa gehören.

Aber der Reim findet sich nur in den neuern, und auch bei weitem nicht in allen neuern Gedichten. Die Römer und Griechen reimen nie, und auch Kleists Frühling, Klopstocks Messias, viele Oden von Ramler, sind ohne Reim geschrieben. Wir lassen daher auch den Reim lieber weg, und bleiben blos bei dem Sylbenmaß.

Was kann man also davon gehabt haben, daß man sich den Zwang auferlegt, lange und kurze Sylben, bald mit der genauesten Regelmäßigkeit, bald mit etwas freierer Wahl, abwechseln zu lassen? Das erste z. B, wenn man in lauter Jamben schreibt; das andere, wenn man Hexameter macht? Was ferner davon, daß man diese regelmäßig abwechselnden Sylben insgemein wieder in Zeilen von gleich viel Füßen, oder wenigstens in regelmäßig abwechselnde Zeilen von ungleichen Füßen eingeschlossen hat? Ja oft noch überdies sich das Gesetz auferlegt, ganze Reihen von solchen Zeilen wiederum einander gleich zu machen? Mit einem Worte: daß man sich an Sylben-, Zeilen- und Strophenmaße gebunden hat?

Zuerst merkt ein jeder, daß die Art von Tact und von Rhythmus, die hiedurch in die Rede kömmt, etwas sehr Schmeichelhaftes für das Gehör habe, und daß durch dieses Schmeichelhafte, welches sich mit dem Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen vereinigt, die Aufmerksamkeit mehr erweckt, der Eindruck mehr verstärkt werde, als durch die freiere prosaische Art zu reden. — Wenn man den Kindern das Lernen historischer Namen, grammatikalischer Regeln u. s. f.

erleichtern und angenehmer machen will, so bringt man sie ihnen in Verse.

Ferner hat die Poesie schon durch das bloße Sylbenmaß einen Vortheil, den die Prosa nie so ganz erreichen kann, diesen nämlich: daß es manche in den Worten liegende Vorstellungen durch Nachahmung sinnlicher macht, daß es malt. In folgender Gleimischen Stelle wird die Geschwindigkeit mehr noch durch die Daktylen und die Kürze der Zeilen, als durch das Gleichniß, ausgedrückt:

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht sobald.

Und so haben andere Sylben- und Zeilenmaße etwas Langsames, Feierliches, Prächtiges, Sanftes, das schon in dem bloßen Falle liegt, und wenn es mit dem Inhalt der Worte gehörig harmonirt, die Vorstellungen bei richtiger Deklamation sehr zu unterstützen dient. — Selbst Unregelmäßigkeiten des Sylbenmaßes haben oft viel Ausdrückendes und Malerisches. Wie z. B. die unvollendete Zeile in Kleists Frühling:

——— Verstummt dann, bebende Saiten!
So preist ihr würd'ger den Herrn!

Oder der Mangel des Einschnitts in folgender Klamerischen Zeile:

So lang' in dieses Hafens Arme Segel wallen.

Oder Spondeen, statt der Daktylen, in dem vorletzten Fuße des Hexameters, wie manchmal bei Klopstock. Oder die Verschlingung einer

Zeile und einer Strophe in die andere, wie bei Ramler:

O weiche Söhne tapfrer Franken! sprechet
Helvetien um Männer an!
O plündert unbewehrte Fürstenthümer! Brechet
Mit Wagen, Roß und Mann
In eurer Väter alte Sitze! Schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein u. s. w.

Wer sieht nicht, wie vortrefflich hier der Dichter, blos durch seinen kunstvollen Versbau, die Gedanken gemalt hat? Ueberhaupt hat Niemand das Mechanische der Poesie, wie man es nennt, so sehr in seiner Gewalt gehabt, und es mit solcher Klugheit zu nutzen gewußt, als Ramler.

Mit diesem Vortheile ist ein dritter verbunden, der von allen der wichtigste ist, und sich besonders bei gewissen Sylbenmaßen äußert: daß nämlich die Sprache dadurch der Musik fähig wird, als zu welcher Tact und Rhythmus gehören. Auch ist schon das Sylbenmaß selbst, wenn auch die Worte noch nicht gesungen, sondern nur gut recitirt werden, eine Art von Musik. Musik aber ist lebendiger Ausdruck der Empfindung, und eben dadurch auch Mittel, bei Andern Empfindung hervorzubringen. Die Erklärung dieser Sache, wenn sie überhaupt befriedigend kann gegeben werden, würde uns hier zu weit führen; genug, daß ihre Wahrheit durch eines Jeden mannigfaltige Erfahrungen an sich und an Andern bestätiget wird. Nicht allein aber macht das Musikalische des Sylbenmaßes die Sprache zum Ausdruck und zur Erweckung der Empfindung über-

haupt bequemer; sondern auch die eigene Art der Empfindung, die der Dichter jedesmal ausdrücken und erwecken will, wird durch das Eigenthümliche eines klüglich gewählten Sylbenmaßes ungemein unterstützt. In der ersten der folgenden Stellen ist das Sylbenmaß schmeichelnd und sanft; in der zweiten munter und fröhlich; in der dritten feierlich ernst: der Natur der Empfindungen gemäß, die den Inhalt einer jeden ausmachen.

Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
Lieber unter Lauben und auf Blumen lauschest,
Als Paläste suchest, und aus Golde trinkst,
Und auf Cedern tanzest, und auf Sammet sinkst!
Einen Prinzen höre u. s. w. Ramler.

Da auf rauschendem Gefieder
Zephyr uns den Frühling bringt,
So erwacht die Freude wieder;
Alles lacht, und alles singt.
Tanzt, o tanzet, junge Schönen,
Meiner sanften Leier nach,
Die noch nie mit leichtern Tönen
Unter meinen Händen sprach! Uz.

Zu lang' ists schon, Elise, daß ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar.
Nimm hin ein Lied, nicht daß ichs Menschen zeige;
Nein, still und treu, wie unsre Liebe war.
Was! schilt die Welt zuletzt noch wenn ich weine?
Wer starb mir denn? Wes ist Elisens Grab?
O, nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab!
Haller.

Die Summe von diesem allen ist: daß das Sylbenmaß dem Ohre schmeichelt, der Einbildungskraft die Ideen mehr gegenwärtig zu machen dient, und die Absicht, das Herz in alle Arten von Empfindung zu setzen, mit erreichen hilft. Diese verschiedenen Vortheile lassen sich aber wieder auf einen allgemeinern Begriff bringen: das Sylbenmaß nämlich ist ein Hülfsmittel, lebhaftere Vorstellungen zu erzeugen. Und wie, wenn nun der ganze Zweck des Dichters, und das ganze Wesen seiner Kunst darauf hinausliefe, durch den Gebrauch der Rede, als die sein einziges Instrument ist, lebhaftere Vorstellungen auszudrücken und zu erzeugen? Oder welches einerlei sagt: diejenigen Seelenkräfte, die allein zur Empfängniß solcher Vorstellungen geschickt sind, die Sinne, die Einbildungskraft, den Witz, das sympathetische Gefühl, in Uebung zu setzen, und sie durch diese Uebung zu erhöhen und zu schärfen?

Die Prosa würde dann der Poesie so entgegengesetzt seyn, daß jene mehr auf richtige Vorstellungen der Dinge, zur Erweiterung nützlicher Kenntnisse, auf Ueberzeugung des Verstandes von allgemeinen oder besondern Wahrheiten, an denen gelegen ist, auf Lenkung und Ueberredung des Willens, vermittelst aufrichtiger Darstellung oder hinterlistiger Vorspiegelung des Wahren, gienge.

Um die Richtigkeit unserer Erklärung zu prüfen, müssen wir sehen, ob auch die andern oben bemerkten Unterschiede zwischen Poesie und Prosa in ihr gegründet sind. Und wie erklären wir's denn zuerst, daß der Poet erdichtet? daß er aber nicht immer erdichtet? und daß nicht Jeder, der erdichtet, Poet ist?

Der Poet, werden wir sagen, erdichtet, weil ihm die bloße Wahrheit zu seinem Zwecke nicht Genüge leistet, weil sie für ihn zu kalt, zu verwickelt, zu leer ist. Bald versteckt er also die Wahrheit in Erdichtungen, um den Eindruck zu verstärken und zu erhöhen; bald läßt er nur einen Theil des Wahren, wie er ist, und nimmt mit dem andern beträchtliche Veränderungen vor; bald erdichtet er ganze Geschichten ohne allen Grund der Wahrheit, weil er nichts Wahres kennt, oder weil ihm jetzt nichts Wahres vorschwebt, das seine Seele und die Seele seiner Zuhörer gleich lebhaft beschäftigen könnte. — Er erdichtet aber nicht immer, weil nämlich manches Wahre zur Erreichung seiner Absicht, Einbildungskraft und Herz zu erwärmen, schon hinlänglich geschickt ist. — Und nicht Jeder, der erdichtet, ist Dichter, weil nämlich nicht Jeder auf die Wirkungen des Dichters damit abzielt; weil ihm an der Lebhaftigkeit der Vorstellungen weniger, als an ihrer geglaubten Richtichkeit liegt.

Wie erklären wir's ferner, daß sich der Poet in seinen Ausdrücken oft so weit über den Prosaisten erhebt, und oft wieder die simpelste, ungeschmückteste Sprache redet? Denn in manchen Liedern, in Elegieen, in Lustspielen, wie einfach ist da die Sprache? Und wie erhaben und prächtig wieder in der hohen Ode, in Epopöen, und heroischen Trauerspielen?

Alle oben angeführten und nicht angeführten Unterschiede im Ausdruck, der Gebrauch neuer, fremder, veralteter Wörter und Redensarten, die ungewöhnlichern Wortfügungen, die häufigern Epithete, die kühnern Metaphern, die Figuren aller Arten in Gedanken und Worten, dienen zum Aus-

druck, und zur Erweckung lebhafter Vorstellungen. Sie müssen also vor allen dem Dichter zugehoren, der auf lebhafte Vorstellungen, als auf den letzten Zweck seiner Kunst, arbeitet. — Sobald aber der Fall eintritt, daß die Natur der lebhaften Vorstellungen keinen Glanz des Ausdrucks verträgt, so muß auch die Sprache zu der gewöhnlichen sich mehr herablassen, und nur durch Präcision, Energie, Naivetät sich empfehlen. Traurigkeit z. B. verwirft allen gesuchten Schmuck, und wer in klagenden Elegieen Klopstocks Odensprache reden wollte, würde durch die auffallende Disharmonie zwischen Empfindung und Ausdruck alle Wirkung vernichten. Fröhlichkeit ist, ihrer Natur nach, leicht und sorglos; wer sie singt, muß keine hochtrabende Wörter brauchen, keine künstliche Perioden flechten, u. s. w. Wir sehen, daß in unsrer Erklärung Alles liegt, was darin liegen sollte, und schließen daher, daß sie die richtige ist.

Die Gattungen fließen freilich, in Werken der Kunst, wie der Natur, überall in einander; indeß wird unsere Erklärung dienen, die Gränzen so genau als möglich zu berichtigen. Sie führt nämlich auf den Grundsatz: So oft in einem Werke die Lebhaftigkeit der Vorstellungen der hervorstechende höhere Zweck ist, dem die andern untergeordnet worden, so ist das Werk mehr zur Poesie gehörig; sobald jene nur Mittel, oder untergeordneter Zweck ist, so ist es mehr zur Prosa gehörig *).

*) Man muß bei Anwendung dieses Grundsatzes nur folgende Erinnerungen merken: 1) Ein Werk kann so unverträgliche Eigenschaften verbinden, daß von der Gattung gar nicht die Frage seyn kann, weil es ein abgeschmacktes und widersinniges Werk ist. Dies würde z. B. der Fall seyn, wenn eine Rede nach allen Regeln einer ängstlichen

Poetisches Genie ist nun, nach unsrer Erklärung des Gedichts, die Fähigkeit, Ideen von einem hohen Grade der Lebhaftigkeit hervorzubringen. Mithin liegt es in einer vorzüglichen Stärke der oben benannten Seelenkräfte.

Die Vortrefflichkeit der poetischen Kunst erhellet aus der Schätzbarkeit eben dieser Seelenkräfte, als auf deren Uebung und Erhöhung sie abzweckt.

Poetische Begeisterung ist die jedesmalige wirkliche Aeußerung des Genies, oder derjenige Zustand der Seele, in welchem sie Ideen von einem vorzüglichen Grade der Lebhaftigkeit aus ihrer eigenen Kraft hervorbringt.

Das Genie aber ist nicht immer und nicht in jedem Augenblicke Genie. Nicht alle seine Ideen haben den gehörigen Grad von Lebhaftigkeit; nicht alle harmoniren gleich richtig mit der Reihe der

---

Homiletik genau disponirt, und dann gleichwohl in den prachtvollsten Hexametern geschrieben wäre. Hier würden Plan und Vortrag auf ganz verschiedene Endzwecke gehen, deren einer durch den andern gehindert würde, und das Ding würde eher Unding, als Mittelding seyn. 2) Die verschiedenen Theile können einander so ähnlich, so heterogen seyn, daß das Werk in Absicht des einen etwas ganz anders, als in Absicht des andern ist, und dann läßt es sich freilich unter keine bestimmte Gattung bringen. 3) Wenn in einem Werke nicht Alles geschehen ist, was zur Erreichung des Endzwecks geschehen konnte, so macht dieser Umstand das Werk insofern mangelhaft, aber wirft es noch nicht aus der Gattung heraus. An Geßner's Idyllen z. B. mangelt Etwas, weil sie nicht versifizirt sind; aber sie bleiben dennoch Gedichte. 4) Wenn in einem Werke für den Endzweck zu viel geschehen ist, so hat das Werk insoweit einen Fehler, aber hört darum noch nicht auf, von der und der Gattung zu seyn. Ein Geschichtschreiber kann sich in seiner Sprache etwas zu sehr dem poetischen Tone nähern; er bleibt darum doch ein Geschichtschreiber. — Die weitere Entwickelung des Begriffs der Lebhaftigkeit wird sich unten beim Lehrgedichte finden.

übrigen Ideen; nicht alle erhalten im ersten Augenblicke den treffendsten und glücklichsten Ausdruck; nicht jede Anordnung der Theile bringt gleich gut die abgezweckte Wirkung hervor; nicht alle Ideen sind der Seele gleich angenehm, es sey nun, daß sie sinnlichen Widerwillen erregen, oder das moralische Gefühl beleidigen. Um es kurz zu fassen: nicht alle Ideen, Ausdrücke und Anordnungen der Theile sind schön. Es muß also noch der Geschmack hinzukommen, der in dem undeutlichen Urtheile über die Schönheit besteht. Kritik ist eben dieses Urtheil, entwickelt und deutlich gemacht; oder kürzer: der räsonnirte Geschmack.

4) Ueber die künstlerische Darstellung des Todes.

Die poetischen Gemälde sind von unendlich weiterm Umfange, als die Gemälde der Kunst: besonders kann die Kunst, bei Personificirung eines abstrakten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen seyn würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personificirten abstrakten Begriff in die Klasse handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermassen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im ge-

ringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personificirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie, durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beigesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser, als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu seyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstrakten Begriffe zu selbstständigen Wesen erhoben; und das nämliche Wort hört nie auf, die nämliche Idee zu erwecken, so viel mit ihm streitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch so schmerzlich, noch so fürchterlich und grausam schildern: wir vergessen darum doch nicht, daß es nur der Tod ist, und daß ihm eine so gräßliche Gestalt nicht an sich, sondern bloß unter dergleichen Umständen, zukömmt.

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben itzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist

es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet; und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet. Ich weiß, daß diese Armuth oft eine Quelle des Pathetischen werden kann, und der Dichter daher seine Rechnung bei ihr findet: aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnstreitig den Vorzug, die ein Pathetisches, das sich auf die Verwirrung so verschiedener Dinge gründet, verschmähet, indem sie dieser Verwirrung selbst durch verschiedene Benennungen vorbauet. Eine solche Sprache scheinet die ältere griechische, die Sprache des Homer, gewesen zu seyn. Ein anderes ist dem Homer Κηρ, ein anderes Θανατος; denn er würde Θανατον και Κηρα nicht so unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben dasselbe bedeuten sollten. Unter Κηρ versteht er die Nothwendigkeit zu sterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltsamen, schmählichen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber einen natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht; oder den Zustand des Todtseyns, ohne alle Rücksicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterschied zwischen Lethum und Mors.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Wörter, welche unmittelbar eine eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechseln. Wenn sie, diesem Euphemismus zufolge, nicht

gern geradezu sagten, „er ist gestorben," sondern lieber, „er hat gelebt, er ist gewesen, er ist zu den „Mehrern abgegangen" und dergleichen; wenn eine der Ursachen dieser Zärtlichkeit, die so viel als mögliche Vermeidung alles Ominösen war, so ist kein Zweifel, daß auch die Künstler ihre Sprache zu diesem gelindern Tone werden herabgestimmt haben. Auch sie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgestellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verwesung einschießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compositionen hätte der unvermuthete Anblick eines solchen Bildes eben so ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch sie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen soll, durch einen anmuthigen Umweg führet: und welches Bild könnte hierzu dienlicher seyn, als dasjenige, dessen symbolischen Ausdruck die Sprache selbst sich für die Benennung des Todes so gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sanftern vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen, und itzt daher vermiedenen Wörter, bei einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorsucht; so wie z. E., wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sey: eben so wird auch die Kunst diejenigen

Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Es ist gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunst verdrungen hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollte; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders, als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

5) Ueber die Kunst, seinen Ausdruck durch die Gedanken zu prüfen.

Wenn es eine Kunst zu schreiben giebt, so muß sie vorzüglich in der Fertigkeit bestehen, sich in jedem Augenblicke, wo man schreibt, in die Stelle des Lesers zu versetzen, und gleichsam vergessen zu können, daß man das Alles selbst schon

weiß, was man geschrieben hat. Daher sind auch die, welche sich in dieser Kunst üben wollen, anfänglich gnöthigt, ihre Aufsätze wegzulegen, und sie erst nach einiger Zeit wieder anzusehen, um die Darstellung der Gedanken als eine fremde Arbeit zu betrachten und beurtheilen zu können.

Jemehr man in der Fertigkeit zu schreiben zunimmt, desto kleiner kann auch der Zwischenraum seyn, in welchem man fähig ist, die Darstellung seiner eigenen Gedanken zu beurtheilen, bis man endlich dahin kömmt, daß sich zuletzt der Gedanke in dem Ausdruck unmittelbar spiegelt, indem der Gedanke selbst den Ausdruck prüft, wodurch er sich auf dem Papiere darstellt, und indem man gleichsam durch diese Darstellung mit dem Gedanken selbst die Probe macht.

Dieß setzt aber schon eine vorzügliche Uebung im Denken voraus, ohne welche man nicht im Stande seyn wird, Gedanken und Ausdruck mit einander zu vergleichen, und beide mit einander abzuwägen. Denn um den Ausdruck zu prüfen, muß man den Gedanken an sich selbst gleichsam ohne Worte durchschauen, weil man sich gewissermaßen über die Worte wegsetzen, und sich die Sache selbst deutlich vorstellen muß, wenn man die Worte gehörig beurtheilen will. Wer dieß nicht kann, der dreht sich immer in einem Zirkel von Worten herum, und kömmt nie zur Sache.

Die Sache selbst aber ist der eigentliche Gegenstand des Denkens, in sofern man sich denselben anschaulich, ohne Worte, vorstellt, und der also selbst mehr als alle Worte ist, weil diese nur erst in Beziehung auf ihn wichtig werden, und Zweck und

Bedeutsamkeit erhalten. Ohne sich weiter darüber erklären zu können, unterscheidet man doch immer die Sache wovon die Rede ist, von den Worten, die darüber gesagt werden, und durch den Ausruf: zur Sache, sucht man den Schwätzer von seiner Ausschweifung in Worten zurückzubringen.

Die Sache selbst ist dasjenige, was man nicht mit einem einzigen Worte aussprechen kann, sondern mit allen den Worten auszusprechen sucht, die man über die Sache sagt. Wem nun aber um die Sache nicht zu thun ist, der sagt die Worte nur um der Worte willen, und bei dem holt nur ein Wort das andere.

In Ansehung des Practischen gilt bloß der gute Rath, daß man sich unaufhörlich bestreben müsse, nichts zu sagen, als was zur Sache gehört; in Ansehung des Theoretischen kann man nur beobachten, in wie fern das, was gut gesagt ist, immer zur Sache abzweckt, und in wie fern das, was schlecht gesagt ist, zu nichts abzweckt.

Von dem, was sehr gut gesagt ist, mag die folgende Epistel des Horaz zum Beispiele dienen, worin er seinen Freund Septimius dem jungen Tiberius empfiehlt, welcher dem August in der Regierung folgte.

Es ist wohl der Mühe werth, den feinen Wendungen nachzuspähen, wodurch die letzte nachdrückliche Empfehlung, nimm ihn auf mein Wort für brav und gut! diese ganze Epistel hindurch vorbereitet wird, in welcher jedes Wort mit der größten Behutsamkeit gewählt und gewogen ist.

Septim ist wohl der Einz'ge, Claudius,
der das Geheimniß ausgefunden hat,

wie viel ich bei dir gelte: Wenigstens
indem er mich ersucht, und durch sein Bitten
mich nöthigt, dir von ihm zu sprechen, und ihn dir
als Einen zu empfehlen, der des Herzens
und Hauses Nerons, wo der Zutritt nur
Verdiensten offen ist, nicht unwerth sey;
Indem er also mich für einen deiner
Vertrauten hält, so sieht und weiß er freilich
was ich vermag, weit besser, als ich selbst.
Nun hab' ich alles zwar hervorgesucht
den Auftrag von mir abzulehnen: doch ich kam
in Furcht, er könnte denken, daß ich meinen
Credit aus bloßem Eigennutz verläugne, und
mich ärmer stellte, als ich wirklich sey.
So blieb mir endlich nichts, als mit dem Vorzug
der Stirne eines Mann's von Lebensart
mir durchzuhelfen. Solltest du indessen
die einem Freund zu Lieb' hintangesetzte Schaam
verzeihlich oder gar verdienstlich finden;
so schreibe diesen in die Zahl der Deinen,
und nimm ihn, auf mein Wort, für brav und gut.

Wieland's Uebersetzung.

Hier ist kein Wort überflüssig; durch die liebenswürdigste Bescheidenheit, mit dem edelsten Selbstgefühl verknüpft, empfiehlt der Empfehlende sich selbst, und durch den feinsten Scherz bringt er ein ernsthaftes Anliegen an den rechten Mann.

So groß die Feinheit und die Kunst ist, welche in dieser Zusammensetzung herrscht, so ungekünstelt scheint das Ganze. Es hebt halb scherzhaft und halb ernsthaft mit der feinen bescheidenen Wendung an:

„Septim muß besser wissen als ich selbst, wie

viel ich bei dir gelte, weil er so sehr mit Bitten in mich dringt, daß ich ihn dir empfehlen soll.“

Man vergleiche nun mit diesem trocknen Auszuge des ersten Gedankens die feine und ungekünstelte Darstellung desselben in der Epistel des Horaz.

Die artigste Wendung, die man sich denken kann, ist nun die bescheidene Verlegenheit, in welcher sich der Empfehlende seinem Vorgeben nach befindet, daß er, wenn er es wagt, seinen Freund zu empfehlen, den Vorwurf der Unbescheidenheit und wenn er es ablehnt, den Vorwurf des Eigennutzes von seinem Freunde befürchten müsse; daß er sich also hier nicht anders, als mit ein wenig Unverschämtheit zu helfen wisse.

Damit nun aber die Bescheidenheit nicht zu weit getrieben werde, so tritt noch am Schluß des Briefes, gerade zur rechten Zeit die Sprache des Selbstgefühls und edlen Zutrauens, wieder in ihre Rechte:

„Solltest du die einem Freunde zu Liebe hintangesetzte Bescheidenheit verzeihlich, oder gar verdienstlich finden: so schreibe diesen in die Zahl der Deinen, und nimm ihn auf mein Wort für brav und gut!“

In kürzern und abgewogenern Worten läßt sich nicht leicht ein Gegenstand zusammenfassen, als diese Empfehlung eines Freundes, an einen Großen, die im Grunde ernst und nachdrücklich seyn sollte, und bei welcher doch jeder Schein von zu großer Anmaßung oder Absichtlichkeit auf das Sorgfältigste vermieden werden mußte, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen sollte.

Daß es dem, der dieß schrieb, um die Sache zu thun war, sieht man aus jeder Wendung, die er nimmt; und eben diese feinen Wendungen, welche doch im Grunde durch das Bedürfniß der Sache entstanden, machen die Schönheit dieses Briefes aus; denn da die Worte an sich und durch ihre Vielheit keinen Werth haben, so ist es nur die Zweckmäßigkeit in ihrer Wahl und Stellung, die wir bewundern.

Der halb scherzhafte Ton, welcher durchgängig in diesem Briefe herrscht, macht, daß der Ausdruck der Bescheidenheit nicht kriechend und die Freimüthigkeit nicht anmaßend wird; wie denn überhaupt diese halb scherzhafte Wendung, wodurch man die Sache so wenig wie möglich von ihrer feierlichen Seite darstellt, am sichersten ihre Wirkung thut; denn er giebt gleichsam nur einen leichten Anstoß zu eigenem Nachdenken und eigenem Handeln, und erreicht gerade durch seine wenige Anmaßung am ersten seinen Zweck.

Wer nun Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erst von ihm die Lebensklugheit lernen und sich eigen machen, worauf sich diese leichte, kunstvolle und doch ungekünstelte Schreibart gründet. Aus dieser wird sich dann, bei dem, welcher nicht ohne natürliche Anlage ist, eine eigenthümliche Schreibart bilden, welche, gleich der Horazischen, ein Abdruck richtiger Urtheilskraft und feiner Empfindung ist. Wer seine Gedanken so zweckmäßig darstellen konnte, der mußte im höchsten Grade die Fertigkeit besitzen, den Ausdruck selbst durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreit seyn, etwas vorzüglich Schönes oder

Witziges sagen zu wollen. Dieser kurze Brief ist daher auch ein treffendes Gemälde von dem Geiste des Verfassers, und dem hohen Grade von feiner Bildung, welchen eine solche Sprache voraussetzt, und ohne die es stets vergeblich seyn würde, dieselbe nachzuahmen. Denn je weniger bedeutend, und je leichter hingeworfen die einzelnen Ausdrücke scheinen, desto sprechender ist das Ganze, dessen Zusammensetzung durch die Lebhaftigkeit der Gedanken, durch die deutliche Vorstellung von der Lage der Sache, und durch ein richtiges Gefühl des Schicklichen entstanden ist.

6) Gott ist die reinste Liebe.

Gott ist die Liebe! aber wer von uns, welches von allen geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen, herrlichen Gedanken, Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen?

Wo soll ich anfangen — wo aufhören, um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise hat, als Sterne am Himmel, und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset, und ewig beweisen wird? Gott ist die Liebe! er will allen seinen Geschöpfen wohl; will, daß sie alle glücklich seyen; freuet sich ihrer Glückseligkeit; befördert dieselbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weise, und findet in der

Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch! das ruft dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene Natur, das ruft dir die ganze Religion zu.

Oeffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebt, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt; ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreuet; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nährt und stärket; das Getränk, das dich erquickt; das Kleid, das dich deckt; die Wohnung, die dich schützt; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch, und das künstliche Gewebe der Blume; der frohe Gesang des Vogels: die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden Bewegungen jedes Thieres, die mannigfaltigen, unerschöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen, und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, sich einander zu nähren, und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter

Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so, oder anders genießen; das frohe Gewimmel so vieler, ihres Daseyns sich freuenden, empfindenden Wesen in der Luft und im Staube, auf den Hügeln und in den Thälern, am Blatte des niedrigsten Gesträuchs, und in dem Wipfel des erhabensten Baumes, die du an einem einzigen Frühlings- oder Sommertage, und in dem Umfange eines leicht zu übersehenden Gefieldes erblicken, und hören und spüren kannst; was ruft dir dieses alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückseligkeit! — Und dann, o Mensch! die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, die deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; der Abend, der stets auf den Morgen, und der Morgen, der stets auf den Abend folget; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit emporhebt, und ihn zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten, sich verlieren läßt; was sagt dir dieses alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie gehet, so weit die Himmel reichen, sie umfasset alle Welten, und es giebt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen würde? —

Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest; wie deutlich zeuget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! — Dein

Gesicht, dein Gehör, dein Geruch, dein Geschmack, dein Gefühl, welche künstliche Werkzeuge, welche wachsamen, stets geschäftigen Ausspäher und Mittheiler der mannigfaltigsten Lust, der angenehmsten Empfindungen sind die nicht! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Kannst du dein Gehör gebrauchen, und nicht tausendfache Töne der Wahrheit, der Weisheit, der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Freude, oder des Mitleids und des Trostes vernehmen? Kannst du je durch Speise und Trank für deine Erhaltung sorgen, ohne daß dein Geschmack und dein Geruch auf mancherlei Weise gereizt und befriedigt werde? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erholung von der Arbeit, die Werke der Natur und der Kunst, Quellen des angenehmsten Gefühls? — Kannst du je eins deiner Glieder gebrauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? Und wer hat dich mit diesen sinnlichen Werkzeugen, mit diesen künstlichen Gliedmaßen begabt? Wer dieses Verhältniß zwischen ihnen und den äußern Dingen festgesetzt? — Ist es nicht Gott? und muß der Gott, der deinen Leib so gebauet hat, nicht die Liebe seyn?

Und dein Geist, o Mensch! der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, sich darüber freuen; dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, zu seinem künftigen Gebrauche

aufbewahren, und in's Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursache schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben, sich selbst in der stillsten Einsamkeit, in der tiefsten Nacht die reinsten, erhabensten Freuden zu schaffen weiß; der es fühlet, daß er zu noch höhern Freuden bestimmt ist; wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist, daß er dich zur Glückseligkeit geschaffen, und derselben in einem hohen Grade fähig gemacht hat? —

Ja, Gott ist die Liebe! das bestätigt auch unsere moralische Natur. Wir dürfen nicht bloß dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen, — können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen, — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit streben, und derselben immer näher kommen. — Wir sind eines gesetzmäßigen Verhaltens, sind edler Gesinnungen, uneigennütziger, großmüthiger Thaten, und geistiger Vergnügungen fähig; wir können unsern Wirkungskreis immer erweitern, unsern Zustand verbessern, unsere Kräfte durch Uebung stärken und vermehren, unsere ganze Natur veredeln, und immer weiser, immer besser, Gott immer ähnlicher werden; wir können das

Vergnügen des reinsten Wohlthuns mit ihm theilen Könnte uns unser Verstand und unser Herz deutlicher sagen: Gott ist die Liebe?

Ja gewiß, er ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Aeußerung der Liebe, Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Geselligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, zum gegenseitigen Geben und Nehmen unserer Vergnügungen und Freuden in's Herz gelegt; hat jedem wahren Menschenfreunde alle seine Brüder ehrwürdig gemacht, und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. Und so oft wir diesem Hange, diesen Neigungen, von Eigennutz und Leidenschaft verblendet, zuwiderhandeln; so versetzen wir uns dadurch in einen unnatürlichen, gewaltsamen, höchst unangenehmen Zustand; wir hören auf, zufrieden und glückselig zu seyn, und fühlen es, mehr oder weniger, daß wir dadurch den schönsten Zug des göttlichen Ebenbildes in uns verdunkeln, und unsern höhern Ursprung verläugnen. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

Und eben dies rufet uns auch die Religion zu! Gott ist die Liebe! das lehrt uns die Absicht, das lehrt uns der ganze Inhalt der Religion. — Oder, was hat sie wohl zur Absicht, die Religion? Soll sie uns Lasten auflegen, uns traurig, muthlos machen, uns das Vergnügen verbieten, oder dasselbe verbit-

tern, uns Furcht und Schrecken vor Gott einflößen, uns zu finstern, mürrischen, ungeselligen Menschen, oder zu Selbstpeinigern machen? Nein! gerade das Gegentheil von diesem allem. Sie soll uns die unvermeidlichen Lasten des Lebens erleichtern; uns die Pfade desselben erhellen und ebenen, seine Bitterkeit versüßen; jedes unschuldige Vergnügen veredeln und vervielfältigen; uns vor Thorheit und Sünde, und dadurch vor den meisten und größten Uebeln bewahren; uns zur Weisheit und Tugend, und vermittelst derselben zum Genusse der reinsten Freuden führen; uns Hoffnung und Zuversicht zu Gott geben; uns Mäßigung und Zufriedenheit lehren; uns zu aufrichtigen und thätigen Menschenfreunden bilden, und uns selbst die Leiden dieses Lebens zur Wohlthat, und den Gedanken des Todes erfreulich machen! Das ist die Bestimmung der Religion! Das ist die liebevolle Absicht des Gottes, der sie uns gab.

Und wohin zielen alle ihre Lehren, alle ihre Vorschriften, alle ihre Verheißungen? Sollen sie nicht alle Leben und Freude und Glückseligkeit in uns und außer uns verbreiten? Kündigen sie nicht alle ihren Urheber als die Liebe selbst an? Oder ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen, bekannt macht; der uns versichert, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere, daß er alle unsere Bedürfnisse, alle unsere Begierden, und Wünsche kenne; daß er nie fern von uns sey, unser nie vergesse, daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, und daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt,

uns befiehlt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten, und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten; der selbst seine verirrten Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurückrufet, ihnen ihre Fehler vergeben, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie nur ihren Sinn und ihr Leben ändern wollen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns nichts verbietet, als was uns und unsern Brüdern schädlich ist; was sie und uns erniedrigen, schwächen, beunruhigen, höherer Vergnügungen, dauerhafterer Freuden berauben, und Schmerz und Elend über uns bringen würde? der uns nichts gebietet, als was an und für sich selbst gut ist, was uns und Andern Gesundheit und Leben, Stärke und Heiterkeit des Geistes, Ruhe des Herzens, Zufriedenheit und Freude gewährt, was unsere besondere und die allgemeine, unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit befördern und befestigen kann? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beistand zur Erfüllung unserer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost im Leiden, Errettung im Tode, ewiges Leben, und immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? — Und ist dies nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist? — —

7) Der Frühling.

Höre nicht auf zu murmeln, kleiner Bach! Deine sanft plätschernden Wellen wiegen den Sturm in meiner Brust in Ruhe. Die ihr zu süßen Bildern einladet, einsame Gegenden, nehmet mich in euere

Schatten auf! Holder Frühling, komm, überströme mich mit deiner Wonne! Laß sie fließen, die Thränen reiner Wollust, die deine immer neue Schönheit jedes Jahr meinem Aug' entlockt — daß mein Geist, endlich frei von Zwang und Ueberdruß, auf der Gedanken leichten Flügeln schwebe, und in seligem Entzücken sich emporhebe zu Welten, die besser als diese, für mein Herz geschaffen sind.

Junge Pflanze, die nun der laue Zephyr weckt; hebe dein Haupt empor über diesen weichen Rasen. Sieh, schon stehen viele deiner Gespielinnen da, entfalten ihre zarten Blätter, und schmücken sich für Florens bunte Feste. Kleine Knospen, schließt nun eure Kelche auf, und ergießt in duftenden Strömen Labsal in meine wunde Seele; schon löset sich eure Hülle sanft auf, und euer Busen haucht Wollust der wärmern Sonne entgegen. — Und bald — welcher Blätterpomp an jenen Buchen! In ihren Schatten singt dann die Nachtigall ihre Liebe, und strömt die Töne höherer Lust aus, die sie so lang' in ihrem warmen Busen verschloß.

Junge Pflanzen, zarte Geschöpfe, die ein Hauch welken macht, wer war's, der euch wieder zum Daseyn rief? — Und wer hieß diesen zackigten Stamm sich wieder mit so vieler Pracht bekleiden? — Glückliche Wesen, ihr wachset nun sorgenlos zu neuem Leben auf — und ich liege noch in des Winters Hülle! O, wenn wird auch mein Frühling anbrechen? Welcher West wird auch mich zu neuem Leben, und zum Anschauen neuer Sonnen aufwecken? — Der wird es thun, der nun diese bräunlichen Aeste mit kühlenden Zweigen deckt, und mit herrlichem Schmucke diese einsame Gegend bekleidet, damit der

Mensch jene großen Wahrheiten vernehme, welche die Natur dem fühlenden Herzen verkündigt. Ja, ich höre sie, jene mächtige Harmonie, diese untrügliche Stimme; sie redet zu meinem Herzen, und der sanfte Taumel, worein mich der süße Einklang ihrer mannigfaltigen Töne wiegt, ist der Verkündiger schönerer Welten.

Ich höre deinen Gesang du kleiner Bewohner dieser Wipfel! Komm näher; denn nur deine Stimme ist würdig, in der feierlichen Stille dieser Einsamkeit zu ertönen; dein sanftes Lied reißt mich ganz in jene Welt der Unschuld hin, die du bewohnst. Während dort der sorgenlose Distelfinke auf jenem wankenden Aestchen seine muntern Triller wiederholt, und dem leichten Federvolke seine glückliche Liebe singt, schlägst du dort, kleine Nachtigall, im Dunkel grüner Blätter, den rührenden Triller deiner Zärtlichkeit, und wirbelst die hohe Geschichte deiner innigen Gluth tief in die feierliche Stille des Hains hinein.

Glückliche Bewohner dieser labyrinthischen Laubpaläste, so kühn und lieblich aus Licht und Schatten in die Luft gewoben. Ihr lebt unerkannt von dem kurzsichtigen Menschen, der euer Wesen mißversteht, und seyd besser — als Er. — Oder sollte der Thor, der mit seinem Gewäsch die Folter seines Nachbars ist, auf der Stufenleiter der Geschöpfe über euch stehen? —

Arme Menschen! vernehmt die wahre Geschichte, die einst das heilige Lied eines Schattenbewohners meinem lauschenden Ohre aufdeckte.

Am Anfange der Dinge, da jedes erschaffene Wesen alles Glück genoß, dessen seine Gattung fähig

war, herrschte allgemeine Wonne, und allgemeine Vernunft in allen fühlenden Wesen. Da war das Menschengeschlecht das erste, das sich zu verderben begann, stete Wohnungen baute, und bald allen Mitgeschöpfen einen ewigen Krieg ankündigte. Schon hatten die auf Erden wohnenden Götter ihre Gegenwart dem Menschen entzogen, und lebten tief im Haine und in heiligen Schatten, wie im Tempel der Natur. Oft wallten die Hirten dahin, ihren Beistand anzuflehen, und nicht selten erhörten sie noch die Gebete, die aus redlichem Herzen flossen. „Heilige Bewohner dieser nie befleckten feierlichen Einsamkeit, o ihr Götter!“ so betete einst ein rechtschaffener Jüngling, „o rettet meine Unschuld! Schon ist jede Tugend meinen Mitmenschen fremd geworden, und täglich fühle auch ich sie in meinem Herzen hinsterben. Wie wüthende Fluten überschwemmt das Laster Thal und Berg, und bedroht alles Menschengeschlecht mit Elend und Tod; kaum bleibt eine Freistätte in diesem Haine übrig für den Redlichen, der die Götter ehret. O rettet, rettet mich, von dem allgemeinen Untergange! Oder haben denn keine der Wesen, welche ihr gebildet habt, ihre ursprüngliche Schuldlosigkeit beibehalten? — Wenn deren noch übrig sind, ach, so vergönnt mir, mit ihnen in seliger Unschuld zu leben! So würden meine Opfer noch reiner, und meine Gelübde euer würdiger seyn!“

Kaum hatte er ausgeredet, als seine menschliche Hülle in den schönsten gefiederten Sänger des Hains verwandelt war. — Seit der Zeit hüpfen noch andere zärtliche Seelen in dem leichten Körper eines Zeisigs oder einer Nachtigall im heiligen Schatten

herum, und bleiben auf ewig im weiten Tempel der Haine glücklich verborgen. Ihre paradiesischen Empfindungen fließen in harmonischen Tönen, die nur ihnen verständlich, und zur gewöhnlichen Sprache geworden sind.

Seliges Völkchen! dem jeder aufwachende Morgen sein Schicksal auf's neue werth, und jede annahende Nacht noch reizender bildet! Sobald die Morgensonne den matten Purpur mit ihrem ersten Strahle entzündet, ruft ihr der glücklichen Gattin euere Liebe zu, und geheimere Töne wecken ihrer zärtlichen Träume süße Erinnerung auf. Wenn dann die Sonne emporsteigt, der seelenlose Städter unter seiner Körperlast seufzet, und alle Blumen auf sinkenden Stengeln sich neigen; so flattert ihr sorgenfrei mit den Zephyrn durch die kühle Nacht der Wälder. Rückt endlich der Abend mit sanfterem Glanze heran; dann hüpft ihr von Zweig zu Zweig, in euere abgekühlten Wohnungen heim, und euer vereintes Schlaflied singt mir noch das unaussprechliche Glück der Tugend und Unschuld zu.

8) Rückblick auf die gefallenen Vaterlandsvertheidiger bei der Friedensfeier 1814.

An dem Ende eines furchtbaren Krieges, und bei der Feier des Friedens, der oft umsonst versucht, endlich durch die Eintracht der Fürsten, durch die Tapferkeit ihrer Heere und eine Reihe glücklicher Ereignisse, die wir dankbar der göttlichen Güte zurechnen, dem gequälten Europa geschenkt worden, geziemt es uns, in der Fülle unserer Freude, das

Andenken der Tapfern zu feiern, die, indem sie den Tod in diesem heiligen Kriege fanden, die Bedingungen des Friedens mit ihrem Blute geschrieben haben. Mit der Erinnerung an diese trefflichen Mitbürger, die uns, den Nachgebliebenen, durch das Opfer ihres blühenden Lebens, des Lebens höchstes Gut, die Freiheit, erkauften, wollen wir die Freude dieser schönen Tage heiligen, und, indem wir die Gräber der Gefallenen mit den Kränzen unserer Dankbarkeit schmücken, den Foderungen eines gerührten Gemüthes Genüge leisten. Denn das sey fern von uns, mit schlaffen Klagen die Verlornen zu betrauren, oder durch selbstsüchtige Wünsche die Feier dieser großen Zeit zu entweihen; und wenn schon die Natur ihrer Rechte nicht beraubt werden kann, so möge doch keine Mutter seyn, die nicht ihren gerechten Schmerz um den Geliebten, der nicht aus dem Kampfe an ihre Brust zurückkehrte, durch Thränen des Dankes für die Rettung des gemeinsamen Vaterlandes und der Freiheit mildere. Dann werden schöne Thaten würdig gefeiert, wenn jeder den hohen Sinn ihrer Urheber als ein ihm zukommendes Erbtheil mit ganzer Seele ergreift, und diesen, so viel an ihm liegt, durch ähnliche Thaten, oder, wenn es hierzu an Gelegenheit gebricht, durch Bewunderung und Lob auf die Nachwelt überträgt. Dieß ist auch unsere erste Pflicht und ein frommer Beruf. Denn wenn in der langen Ruhe des gemeinen Lebens der Mensch klein und gemein zu werden scheint, wenn er, in Bequemlichkeit und Wollust, Selbstsucht und Eigennutz versunken, selbst an seiner höhern Abkunft verzweifelt, so sendet Gott eine große und thatenreiche Zeit, die den göttlichen

Funken erwecke in dem Herzen des Menschen, und ihn zu einer Flamme anfache, die dann als eine Feuersäule der Tugend künftigen Geschlechtern leuchtet, ihnen den Weg durch die Wüsten des Lebens zeigt, den Zweifel zerstreut, und den Glauben an Gottes lebendigen Odem in des Menschen Brust tröstlich nährt. Ein solches Licht ist auch uns aus der Düsterheit unserer Zeit hervorgebrochen, und schwebt, wie der Verkünder eines neuen Menschenalters, wie ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen über dem Grauen der Sündfluth, um die Gräber der Edeln, welche mit unerschrockenem Muthe den Frevel des Uebermuths niederkämpften. Darum soll auch aus unserm Herzen ihr Andenken während dieser festlichen Tage nicht weichen, die sie nicht mit uns feiern, aber in froher Ahndung, als den Preis ihres Muthes, dämmern sahen. Auch ihr Loos war schön und beneidenswerth. In dem Getümmel der Schlacht sahen sie nicht das Gespenst des langsamen Todes, der das Krankenbett quälend umschleicht; sie überwanden seine Schrecken durch Kühnheit und edle Hoffnungen, indem sie auf den Ruhm und die Freiheit blickten, die ihnen aus goldenen Wolken nie verwelkende Kränze zu reichen schienen. So schritten sie auf dem Wege eines großen Berufs, als Retter und Rächer des Vaterlandes, durch die Pforten des Todes zu einem unvergänglichen Leben, dessen reinen Aether keine irdischen Stürme trüben; und lehrten uns durch ihr Beispiel, Schande und Knechtschaft mehr als den Tod zu fürchten, kein Gut der Freiheit vorzuziehen, und dieses, durch den kostbaren Preis ihres Blutes erkaufte Gut durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Treue für ewige Zeiten zu sichern.

Indem wir uns also, dieser Lehren eingedenk, des geretteten Vaterlandes und der Gaben eines glorreichen und edlen Friedens erfreuen, und mit gerührtem Herzen um die vaterländische Eiche sammeln, die, mit dem Blute unserer Freunde und Mitbürger begossen, ihre Arme kräftiger als je zum Himmel erhebt, feiern wir das Andenken der Todten auf eine würdige Weise, und wie es deutschen Männern geziemt.

Fünfter Abschnitt.

Gedichte.

1) Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
„Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm.“
„Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief! kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.“ —
„Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.“
Er fliegt, und ruft noch: merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr

Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
„Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm.“
„Die Freunden, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und, durch das Glück bewogen,
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!“
„Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!“

2) Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
Da hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.

Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach danieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle: fort mit dir!
Du, Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.
Sey nicht geschickt! man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist.
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

3) Der Hirsch, der sich im Wasser besieht.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Im Spiegel einer klaren Quelle.
Wie schön es steht! sprach er. Recht auf derselben
Stelle
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz! so frei!
Vollkommen ist mein ganzer Leib; — allein
Die Beine sind es nicht, die sollten stärker seyn.
Indem er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Merkt auf, sieht eine Jagd von dem Gebürge fallen,
Erschrickt und flieht davon. Nun aber hilft ihm nicht
Sein kronentragend Haupt, dem nahen Tod' entfliehn.
Nicht sein vollkommner Leib, die Füße retten ihn.
Sie reissen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt

Mit sich durch flaches Feld, und fliehen in den Wald.
Da aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, er flucht darauf,
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

4) Die Berathschlagung der Pferde.

Ha! sprach ein junger Hengst: wir Sklaven sind es werth,
Daß wir im Joche sind. Wo lebt ein edles Pferd,
Das frei seyn will? O wie glückselig war
In jener Zeit der Väter Schaar!
Die waren Helden, edel, frei,
Und tapfer. In die Sklaverei
Bog da noch keiner seinen Nacken,
Engländer nicht, auch nicht Polacken.
Der weite Wald
War ihr geraumer Aufenthalt.
Auch scheuten sie kein offnes Feld;
Sie grasten in der ganzen Welt
Nach freiem Willen. Ach! und wir? —
Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten, wie der Stier.
Dem schwachen Menschen sind wir Starken unterthan;
Dem Menschen! — Brüder! seht es an,
Das unvollkommne Thier!
Was ist es, Was sind wir?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn!
Pfui, auf zwei Beinen nur!
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?

Sieht man, daß seine Nase dampft?
Ist er großmüthiger, als wir?
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach!
Der Herr, der uns regiert.
Wir tragen ihn; wir fürchten seine Macht;
Wir führen seinen Krieg, und liefern seine Schlacht.
Er siegt, und höret Lobgesang;
Die Schlacht indeß, die er gewann,
War unser Werk; wir hatten es gethan.
Was aber ist der Dank?
Wir dienen ihm zur Pracht
Vor seinem Siegeswagen:
Und ach! vielleicht nach dreien Tagen
Spannt er den Rappen, der ihn trug,
Vor einen Pflug.
Entreisset, Brüder, euch der niedern Sclaverei!
Entreisset euch dem Joch, und werdet wieder frei!
Wie leicht ists doch, wenn wir
Nur einig sind! Was meinet Ihr?
Er schwieg. Ein wüthendes Geschrei,
Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei.
Ein einziger erfahrner Schimmel nur,
Ein zweiter Nestor sprach: Wahr ist es, die Natur
Gab uns die prächtige Gestalt,
Die keiner hat, als wir; auch gab sie uns Gewalt
In unsern Huf: jedoch aus milder Hand
Bekam der Mensch Verstand.
Wer bauete den Stall, worin wir sicher sind
Vor Tieger und vor Wolf, vor Regen, Frost und Wind?
Wer macht, daß wir auch dann dem Hunger widerstehn,

Wenn wir der Auen Grün mit Jammer sterben sehn?
Wenn Eis vom Himmel fällt, und alles wüst und
todt
Auf allen Fluren ist? Wer wendet alle Noth
Und vollen Kummer dann von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Him-
mel gab.
Er streuet Haber aus und ärntet siebenfach;
Er trocknet süßes Gras und bringt es unters Dach.
Zwar helfen wir dabei; doch thun wir keinen Schritt
Und keinen Zug umsonst: er macht uns täglich satt
Mit Speisen und Getränk, und wann er Sonntag hat,
So haben wir ihn mit.
Wir dienen ihm; er uns: wir leben mit einander;
Sind mit einander frei. Der Rappe Bucephal,
Ein Grieche, welcher einst den Menschen Alexander
Auf seinem Rücken trug, war König in dem Stall,
Wie jener auf dem Thron. Und kam er in ein Feld,
Wo Ruhm zu ärnten war, so war er auch ein Held;
Und beide, Pferd und Mensch, eroberten die Welt,
Und theileten den Ruhm des Sieges. Würden wir
Vom Bucephal sonst Nachricht haben?
Er läg, in tiefe Nacht begraben,
Das edle Thier!
Niemal besänftigte der Redner Cicero
Die aufgebrachten Römer so,
Als dieser Nestor seine Brüder.
Denn er voran, und hinter ihm die Schaar
Der muthigen Rebellen alle,
Nebst dem der ihr Worthalter war,
Begaben flugs sich wieder nach dem Stalle.

5) Die Katze, die alte Maus; die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh — —

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrod und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Junge Maus,

Was soll ich machen?
O Mutter laß mich gehn!

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm! —

Junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!
Sie würgt mich. Ach die Garstige!

Alte Maus
Nun ists zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

6) Der Käse.

Ein Ziegenkäs', in Leinwand eingebunden,
Ward irgendwo von einem Paar
Naschhafter Katzen aufgefunden.
So angenehm die Beute war,
So heftig war der Streit, die Theile gleich zu messen.
„Willst du allein den Käse fressen?
Zwei Drittel nimmst du weg." — „Wie schändlich lügest du!
Mir kömmt die Hälfte noch von deinem Theile zu." —
Man ruft zuletzt des Nachbars Affen.
„Sein Herr ist in dem Magistrat;
Er weiß von ihm das Recht: er soll uns Recht verschaffen.
Der Affe kömmt, ein ernster Rath,
Im Mantel und im Ueberschlage,
(Der Weisheit seines Herrn) setzt sich zum Tische hin,
Und spricht: Ich will den Streit nicht in die Länge ziehn;
Hier ist mein Messer, hier die Wage.
Seht selbst, wohin das Zünglein überschlage.
Nicht wahr, zur Rechten? — Ja. — Schon gut! den Augenblick
Soll ihm geholfen seyn. Flugs schneidet er ein Stück
Vom rechten Theile weg, und schiebt es in den Rachen.
„Wie stehn die Schalen nun? Die linke hat zu viel?
Gleich wollen wir sie leichter machen."

Der Richter wiederholt das Spiel
So schnell und oft, zur Rechten und zur Linken
Macht er so klug die Schalen sinken,
Daß er bereits den Käse halb verzehrt.
Die Katzen: „Nun, wir sind zufrieden.
Der Unterschied ist nicht mehr werth,
Daß Sie sich ferner noch ermüden.“
Der Affe: „Nein, das geht nicht an;
Gerechtigkeit ist eine Sache,
Die man nie zu genau bestimmen kann.
Ich bin ein so exakter Mann,
Daß ich mir ein Gewissen mache,
Wenn ich nur um ein halbes Gran
Dem oder jenem Tort gethan.“ —
Er hilft den Schalen noch mit manchem neuen Schnitte.
„Seht her! nun steht das Zünglein in der Mitte;
Nun loos't.“ — Was loosen? Wähl'! — „O wähle du!“
Und beide Katzen greifen zu.
„Noch nicht ihr Damen! spricht der Affe.
Erlauben Sie, daß ich auch mir mein Recht verschaffe.
Wer zahlt mir erst den Spruch? Was mag das Restchen seyn?
Ein Drittel von dem Capitale?
Das zieh' ich für die Sporteln ein.“

* * *

So geht's in manchem Tribunale.

7) Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
„Was ist die Zeit? Laß sehn, ob wir zusammentreffen?“
Es war ein trüber Tag; die Eitle sprach es nur,
Sich zu erheben, ihn zu äffen.

„Ich weiß es nicht, versetzt er ihr:
Die Stunde sieht man nur an mir,
Wenn mich der Sonne Strahlen treffen.“ —
„Armseliger! fuhr jene fort,
An keine Zeit, an keinen Ort,
An keinen Strahl bin ich gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Und zieht man mich des Morgens auf,
So geh' ich vier und zwanzig Stunden.
Noch mehr, ich schlage. Doch von dir
Kömmt nie ein Laut. Du kannst doch zählen?
Da, höre mich: Eins, zwei, drei, vier:
So viel ist es genau; das kann unmöglich fehlen.
Indem sie spricht, zertheilt sich gleich
Der Nebel Flor, die Wolken fliehen,
Apollo steht allein und strahlenreich
Am Himmel; Aehrenfeld und Teich und Wiese glühen.
Der Zeiger weiset vier, drei Viertel noch dazu;
„Wie nun? so spricht er: zweifelst du,
Ob, von Apollen selbst belehrt, ich Wahrheit sage?
Bereit bist du auf jede Frage;
Doch wer dir trauet, lauft Gefahr,
Daß er zu viel, zu wenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet;
Ich rede selten, aber wahr.

8) Der Fuchs und der Wolf.

Herr Fuchs gieng auf die Freierei
Und kam an einem Born vorbei,
An dem ein blankes Zwillingspaar
Von Eimern aufgehangen war.
Er guckt hinein, und sieht entzückt
Sein Bild im Wasser abgedrückt,

Und glaubt im Rausch der Schwärmerei,
Daß es sein trautes Liebchen sey.
Er winket ihr, sie winket ihm;
Er folgt. Mit frohem Ungestüm
Schifft er sich ein, und schnell hinab
Mit Rasseln in das nasse Grab.
Wo bin ich? ach, ich armer Tropf!
Ruft er. Doch er behält den Kopf,
Und jauchzt; sein Jubel füllt die Luft,
Und lockt den Wolf aus seiner Gruft.
Er trat zum Born: „Ach, armes Kind!
Liegst in der Hölle? — „Bist du blind,
Mein Freund? Ich setze dir mein Vließ
Zum Pfand, ich bin im Paradies.
Komm, sieh wie herrlich man hier lebt;
Steig in das Faß, das oben schwebt.“ —
Der Wolf gehorcht ihm, fährt zu Grund,
Und zieht den Gaudieb aus dem Schlund.
Die Klugheit macht, daß in der Welt
Das Zwerglein oft den Riesen fällt;
Nur wendet sie kein Biedermann,
Die Einfalt zu berücken, an.

9) Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Karren ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,

War Lehrer unsers Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte doch viel leichter seyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Itzt ruft man endlich unsern Fritz;
Auch der erschöpfet seinen Witz,
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, spricht Fritze, hilft der Stock;
Er bringt ihn, und man prügelt Schnurren;
Doch bleibt er steifer, als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren
„Was wollt ihr, sprach der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor schlagen;
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder, lernet itzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

10) Der junge Zeisig.

Ein Zeisig, goldgelb von Gefieder,
Gemischt mit heiterm Apfelgrün,

War, als der jüngste seiner Brüder,
Der sanften Mutter Benjamin,
Die, wie man denkt, ihn baß verwöhnte.
Der kleine Phönix — dieser schien
Er sich und ihr — ward ein Pasquin,
Der alle kleinern Vögel höhnte
Und hoch auf sie herunter sah.
Mein Sohn, sprach öfters die Mama,
Du bist zwar schön, du hast Talente;
Doch wisse: Stolz und frecher Spaß,
Erzeugen allgemeinen Haß.
Er schmunzelte zum Complimente,
Blieb, nach wie vor, Prinz Naseweis,
Und als sie einst die Schärfe wagte,
So wieß er zischend ihr den Steiß.
Das war zu viel, die Mutter klagte
Ihr Leid und ihres Sohns Gefahr
Dem Kauz, dem weiland Pädagogen
Der hohen Brut des Königs Aar,
Der nun, vom Hof zurückgezogen,
Ihr Nachbar seit dem Frühling war.
Laß, sprach der Greis, den wilden Knaben
Ein Weilchen in die Fremde ziehn,
Und eh' die Rosen ganz verblühn,
Sollst du geheilt ihn wieder haben.
Die Mutter senkte das Gesicht,
Und weinte manche bitt're Zähre;
Allein der kleine lose Wicht,
Der lange gern gereiset wäre,
Und sie behorchte, ließ nicht ab
Mit Bitten, Schmeicheln, Trotzen, Klagen,
Bis sie zuletzt ihm Urlaub gab,
Sich in die weite Welt zu wagen.

Ein Zeisig reift, wie ein Poet,
Das heißt so wie er geht und steht:
Auch war der Abschied bald geschehen.
Ade Mama! rief er im Flug,
Und schon war er nicht mehr zu sehen.
Itzt höret er auf seinem Zug
Im Dickicht einen Grünspecht krähen.
Sein Dämon treibt ihn zu ihm hin,
Er äfft ihm nach, er foppet ihn;
Allein der mürrische Geselle
Riß ihm für seiner Mühe Lohn
Ein dutzend Federn aus dem Felle.
Nun war die erste Lektion
Zwar derb; doch eine macht den Gecken
Nicht klug. Am dritten Tage schon
Versucht er's, einen Staar zu necken;
Allein auch dieser Spaß mißlang:
Ein rothes Aug' und sieben Schrammen
Verleideten die Epigrammen
Ihm auf sein ganzes Leben lang.
Nun spukte noch in seinem Hirne
Der Wahn, ein Virtuos zu seyn.
Einst lud er gar mit ehrner Stirne
Die Nachtigall zum Wettsang ein;
Allein der Vögel Hohngezische
Vertrieb ihn erst in ein Gebüsche;
Und endlich gar zum Wald hinaus.
Kurz, Junker Zeisig kam, durch Leiden
Gewitzigt, höflich und bescheiden,
Zur Wonne der Mama nach Haus.

* * *

Der Moralist auf seinem Stuhle
Verliert beim Wildfang sein Latein:

Der Leichtsinn will gezüchtigt seyn:
Das Unglück ist die beste Schule.

11) Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz,
(Denn Esel tragen oft sehr große Säcke Golds)
Tappst' einer bei dem Fuchs vorbei.
Herr Esel, rief der Fuchs, warum so aufgeblasen?
Wiewohl die Zeiten sind nicht immer einerlei;
Ich weiß doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen.
Sind die Juwelen Schuld, die heut ihr Buckel trägt?
O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben!
Gesetzt, daß man halb Peru auf Sie legt,
Sie werden doch ein Esel bleiben.

12) Die Nachahmer.

Ein Pfeil, vom Bogen abgeschnellt,
Flog hoch empor zum Himmelszelt,
Und rief mit stolzem Selbstvergnügen
Dem König Adler spöttisch zu:
„Sieh her, ich kann so hoch, wie du,
Und höher durch die Lüfte fliegen!"
Der Adler lacht' und sprach: „O Thor!
Was hilft dir dein erborgt Gefieder?
Durch fremde Kraft steigst du empor,
Und durch dich selber sinkst du wieder."

13) Der Spieler.

Am Höllenflusse Styx kam einst auf Charons Kahn
Aus unsrer Oberwelt ein starker Spieler an.
Man rief ihn eilends auf, sich vor dem Gott der Höllen,
Dem Richter dieses Reichs, zur Rechenschaft zu stellen.
Drauf fieng der Spieler an; "O Minos, großer Fürst,

"Mein Leben taugt nicht viel, wie du erfahren wirst.
"Ich habe nichts gethan, als Blätter abgezogen,
"Bank Nacht und Tag gemacht, und manchen ausgesogen,
"Kein Kunstgriff war so neu, so wußt' und übt ich ihn;
"Ich kannte schon das Blatt, eh' noch das Blatt erschien;
"Und selten wird ein Mann, auf diese Kunst beflissen,
"Mit Volten meiner Art ein Blatt zu legen wissen.
"Mein Glück blieb wandelbar: bald hatt' ich nichts, bald viel;
"Und ob ichs oft verschwur, so ließ ich nie das Spiel.
"Im Spielen starb ich auch: denn mitten im Verlieren,
"Gleich da das Coeuraß fiel, muß mich ein Schlagfluß rühren:
"Wahr ist es, meine Zeit ward übel zugebracht;
"Allein ich bin nicht schuld; der, der die Karten macht
"Verdient bestraft zu seyn, und mag den Spruch erwarten." —

Hier griff er in den Rock und suchte seine Karten,
Und fand sie unversehrt, und mischt' und mengte frisch,
Lud selbst den Minos ein, und bat um Stuhl und Tisch.
"Gut! hub drauf Minos an, hier menge stets vom frischen:
"Denn spielen sollst du nie, wohl aber ewig mischen!"
So steht denn seine Hand zu keiner Stunde still.
Stets kömmt ein Geisterheer, das pointiren will;
Doch wenns der Spieler wagt, einmal ein Blatt zu ziehen,
So ist die Müh' umsonst, denn alle Geister fliehen.
"O Unglück, ruft er stets, hat denn kein Mensch hier Geld,
"Versteht kein Mensch das Spiel? — Was ist doch eine Welt,
"Wo kein Caffeehaus ist! O Brüder bleibt auf Erden!
"Da kann ein braver Mann mit Ruhm ein Spieler werden."

14) Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen Schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund. So pflegt es zu geschehn,
Da hieß es allemal: uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn; und nun: Erzähle!
Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
Eilfhundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt; kein Mund wird naß gemacht.
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn, sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann
und wann
Ein halb gebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn, wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hin zu gehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,

Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? —
Ach nein, — — so suchen sie der Weisen Stein? — —
Ihr irrt! —
So wollen sie des Cirkels Viereck finden? —
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. — — So sind sie gar verwirrt,
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; was thun sie denn? — — Sie spielen!

15) Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal' eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tackt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Hauf' erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal' herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein dutzend Schalen um;
Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

16) Hamet.

Hamet wallte mit dem Pilgerstabe
Aus Byzanz nach des Propheten Grabe,
Als ein Dieb aus einem dichten Hain
Schnell hervorsprang: Alle deine Habe,
Sprach er mit gezücktem Dolch, ist mein.
Bleich und zitternd mit gesenktem Scheitel
Reicht ihm Hamet seinen vollen Beutel
Und den goldnen Siegelring. Halt ein!
Rief ein Kriegsknecht, den ein Busch versteckte,
Wüthend aus, indem er seinen Spieß
Nach dem Busen des Banditen streckte,
Der die Beute fliehend fallen ließ.
Hamet warf dem Retter sich zu Füßen.
Freund, o laß mich deine Rechte küssen!
Wie vergelt' ich deine Hülfe dir?
Lallt' er, und zerfloß in frommen Zähren.
„Dieser Beutel, Freund, behagte mir,"
Sprach der Retter. Deinen Wunsch gewähren
Heißt, mich selbst entblößen: doch nimm hin!
Seufzte Hamet. „Her mit diesem Ringe,
Fuhr der Schutzgott fort; dergleichen Dinge
Ziemen Pilgern nicht." — Er gab auch ihn. —

„Sieh nur, Freund, mein Rock ist ganz in Stücken;
Stattlich würde mich dein Kaftan schmücken;
Laß uns tauschen“, sprach zuletzt der Held.
Er entkleidete den Byzantiner
Rascher als der flinkste Kammerdiener,
Und entwich. Den Rock, den Ring, das Geld
Hat die Hand des Retters mir entrissen,
Aechzte der betäubte Pilgersmann:
Lieber Gott, ich möchte doch wohl wissen,
Was ein Strauchdieb mehr noch stehlen kann!

17) Die Freundschaft.

Leander und Selin, zween Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel:
Als schnell die Wellen sich empöreten.
Ein reissender Orkan erwacht', und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn;
Das kleinste Stück vom Schiff wird itzt sein
Schiff —
Den beiden Freunden ward ein Brett zu
Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last.

Wir sinken! Sprach Selin; das Brett erträgt
Uns beide nicht! O Freund, leb' ewig wohl!
Du mußt erhalten seyn, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual.
Nein, sprach Leander, nein, ich sterb', o
Freund! —
Allein Selin verließ zu schnell das Brett,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht; sah seine Treu
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trugs
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beyde fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt;
Was du thatst wollt' ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht. — Geliebtester,
Was wär' ich ohne dich? versetzt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn.
Sie knieten weinend an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihre Regung drang die Wolken durch. —
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern, und nur reich an Tugend war,

All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus;
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

18) Der Gang zum Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.
Früh von des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dirs leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.
Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfinn ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hieng an den wohlgestalten Zügen.
Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, giftiger Groll,

Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Saamen:
"Wie seyd ihr glücklich, edler Graf,
Hut er voll Argliſt an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken."
Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
Was redst du mir Gesell'
Werd' ich auf Weibes Tugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.
Der andere spricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit." —
Was, fällt ihm jener ein, und bebet,
Redst du von einem, der da lebet?
„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,

So unterdrück' ichs gern" —
Du bist des Todes Bube, sprich!
Ruft jener streng und fürchterlich.
Wer hebt das Aug zu Kunigonden?
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden".
„Er ist nicht häßlich von Gestalt,
Fährt er mit Argliſt fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ists möglich Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?
„Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Gluth gesteht" —
Gesteht! — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfinn, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's euch,
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren?"
Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält es, Felsen zu verglasen.
Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.
Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?"
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe.
Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch;
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.
Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf Gesell und säume nicht,
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?
Und jener spricht: es soll geschehn,
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
"Ob sie mir nichts gebeut?
Und vor die Gräfinn stellt er sich:

"Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."
Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn mein Kind und sprich
In Andacht ein Gebeth für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.
Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.
„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg! — "
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Aerndte wars, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.
Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan.
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,

Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreymal bey dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt,
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt,
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,

Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?
Und grinzend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben".

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
Unglücklicher! wo kommst du her?
„Vom Eisenhammer" — Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet."

„Denn als von eurem Angesicht
Ich heute gieng, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht' ich ihr,
Und schrach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre."

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:

Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“
Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
Sollt' er dir nicht begegnet seyn,
Ich sandt ihn doch zum Wald.
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur —“
Nun, ruft der Graf und steht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet.
Und gütig wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen seyn,
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.

19) Die Macht des Feuers.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft;
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!

Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm;
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern,
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht

Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen, in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhölen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe,
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

20) Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

21) Gesundheit und ein gut Gewissen.

Viel hat die Welt, was wir nicht missen,
Versagt es weislich das Geschick;
Gesundheit und ein gut Gewissen,
Sie einzig gründen unser Glück.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Sind Freunde, bei uns eingekehrt;
Sie würzen des Bedarfes Bissen,
Sie geben unsrer Fülle Werth.

Gesundheit und ein gut Gewissen
Erleichtern uns des Lebens Müh;
Sie polstern Abends uns das Kissen,
Und wecken uns zur Arbeit früh.

Was ist es, was in Hindernissen
Gekränkten Sieg und Recht verschafft?
Gesundheit und ein gut Gewissen!
Sie rüsten uns mit Muth und Kraft.

Und wär' uns jedes Gut entrissen,
Getrost! uns machen wieder reich
Gesundheit und ein gut Gewissen;
Durch sie nur sind wir alle gleich.

Lasst uns sie pflegen, wie wir müssen!
Dann scheidet, winkt die Grabesruh,
Gesundheit spät; ein gut Gewissen
Drückt sanft des Müden Augen zu.

22) Lied eines deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark, und groß mein Muth:
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!
Ich finde fürder keine Ruh
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb', o Vater, stolz, wie du,
Den Tod für's Vaterland.
Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.
Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.
Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog;
Und, wie ein Vogel der Husar
Das Haus vorüber flog,
Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm.
Mein Arm wird stark, und groß mein Muth:
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

23) Der Alpenwanderer.

Des Wandrers Tritte wanken,
Auf schmaler Kiselbahn,
Durch wildverschlungene Ranken,
Den Fichtenberg hinan.
Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jach in die Tiefe reißt!

Itzt flieht die Nacht der Wipfel;
Verklärt vom Sonnenstral
Gränzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe, wonnebebend,
Selbst Hallers Muse stumm.
Wie gros, wie seelenhebend!
Hier ist Elisium!

Hier, wo ein reiner Aether
Um Götterhaine fließt,
Aurorens Licht sich röther
Auf hellres Grün ergießt;
Wo Freiheit in den Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengrase geht,
Und, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht;
Wo, von der Genziane
Und Anemon' umblüht,

Auf seidnem Rasenplane
Die Alpenrose glüht.
Hier wo die Seele stärker
Des Fittigs Hülle dehnt,
Hoch über Erd und Kerker
Empor zu schweben wähnt;
Geläuterter und freier
Der Sinnenwelt entflieht,
Und schon im Aetherschleier
An Lethes Ufern kniet.
Doch ach der Zauber schwindet,
Des Traumgotts Bildern gleich:
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgesträuch;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.
Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpf donnernd, wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast.
Hier dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht,
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;

Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.
Kalt wehn des Grabes Schrecken,
Wo dräuend der Granit,
In kühngethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersieht.
Erzürnte Fluthen brausen
Tief unter morschem Steg,
Und Grönlands Lüfte sausen
Am hochbeschneiten Weg.
Der Wandrer starrt vom Eise,
Sein Odem friert zu Schnee,
Ein Glöckchen, dumpf und leise,
Tönt' fern am Alpensee.
Der Hohlweg senkt sich tiefer;
Durch Felsenzacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer
Mit weisem Kreuz geschmückt.

24) Der Genfersee.

An deinen Ufern, wo, vom Winzerherd
Bis zu des Burgpalastes Marmorhallen,
Der Ueberfluß sein goldnes Füllhorn leert,
So weit der Freiheit Jubelhymnen schallen;
Wo stets die Freude mir, sokratisch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weisen Berges Riesenbild
Zum erstenmal in deiner Fluth mir glänzte;
Wo einsam, auf bemooster Felsenwand,
Am Bergstrom, der aus Tannendunkel schäumte,
Mein Geist, an Xenophons und Platons Hand,
Sich des Ilissus Mirtenhaine träumte;

Wo Agathon, den Grazien vertraut,
Der Musen Stolz, bewundert im Palaste,
Des Volkes Lust bis wo der Jura blaut,
Mit seinem Gray, mit Liebe mich umfaßte;
Wo Bonnet, der nicht früher als sein Ruhm,
Nicht früher als der Erdball sterben sollte,
In seines Tempels lichtem Heiligthum,
Das große Buch der Wahrheit mir entrollte;
Wo er mir zurief: Ueber Grab und Zeit
Schwingt sich der Geist; sein dunkler Schleier modert;
Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
Wie Vestas Gluth, in reinem Herzen lodert;
Wo meine Blicke, der Natur geweiht!
An ihr wie Bienen an der Blüthe hingen:
O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Als menschenleere Wüsten dich umfingen;
Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.
Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal, voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.
Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün,
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.
Kein Rundetanz im sanften Vollmondschein!
Kein Freudenmahl vor Tells geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich wie Attikas Gefilde!

Die Oede schwieg; wenn auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste,
Nicht etwa noch des Sees gewohntem Bad
Ein Uhr mit wilder Lust entgegenbrauste.
Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.
Da hieß aus dieses Chaos alter Nacht,
Der Herr, so weit des Lemans Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberisch dies Paradies entfalten:
Dies stolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reitz der Schöpfung übergoßen!
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen.

25) Die Sterne.

Fleug auf, durch Gottes Sternenheere
Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am graufen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel,
Um Millionen Sonnen drehn,
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Höhn!
Entbrannt von Mutterlieb', umschweben,
Sie, Gott, dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schöpfen Leben
Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit:

„O Vater“ preist ihr hohes Klanges;
„Du hülltest uns in Glanz!
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz!
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns deine Hand;
Daß Pflanz' und Leben wir gebähren,
Und wimmle Wasser, Luft und Land!“

„Du schmückst der Berge Haupt mit Wäldern,
Mit Erz der Berge Schoos;
Du schenkst Getreid, und Kraut den Feldern,
Der Wildniß Heid' und Moos!
Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
Von Alpenhöhn zur tiefsten Fluth,
Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
Gewürm und Fisch und Vogelbrut.“

„Doch herrschend ragt in seiner Stärke
Der Geist, vom Staub umhüllt,
Das Wunder deiner Wunderwerke,
Der Mensch, dein Ebenbild.
Er forscht und staunt, der Wesen Leiter
Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
Voll Zweck und Eintracht, und steigt weiter
Zur Weisheit und zur Lieb' empor.“

„Aufrecht das Haupt zur ew'gen Schöne,
Verschmäht er, was nur nährt,
Und schauet tief des Staubes Söhne
Dem Staube zugekehrt.
Er, Himmelssohn, nicht duldend Schranken
Der Willkühr, keines Glaubens Knecht,
Erhöht Gedanken auf Gedanken,
Und schwebt in Gottes Licht und Recht.“

"Durch Drangsal, Gott, und harte Mühe,
Regst du des Geistes Kraft,
Damit sein schwangrer Keim entblühe
Zu edler Wissenschaft.
Und wann, am steten Licht verschmachtet,
Die Wissenschaft zu Trägheit welkt;
Schnell stürmst du, daß die Heitre nachtet,
Von schwarzem Wahn und Trug umwolkt."

„Bald ringt der Geist hindurch zur Klarheit,
Der Urkraft sich bewußt,
Vertraut der selbsterrungnen Wahrheit,
Und ahnet Himmelslust.
Ihm lächelt selbst der Tod; ein Retter!
Es dorre Laub, vom Herbst verstreut,
Es säusle Mai um junge Blätter;
Der Weise denkt Unsterblichkeit."

"Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
Ein Retter ist der Tod!
Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
Lobsinget unserm Gott!
Und Vorgefühl des bessern Lebens
Durchschaur' ihn, sanft herabgethaut,
Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
Empor zu unserm Reigen schaut!

26) Moskau.

Wie wölben sich dort deiner Kirchen Bogen!
Wie schimmern der Palläste goldne Wände!
Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn versende,
Von einer Pracht zur andern fortgeflogen. —
Da wälzen sich auf einmal glüh'nde Wogen,
Es schleudern deiner Bürger eigne Hände
Aufs eigne Dach die sprüh'nden Fackelbrände
Ein Feuerkreis hat prasselnd dich umzogen. —

O laß dich nur vom Aberwitz verdammen; —
Ihr Kirchen stürzt! Palläste brecht zusammen!
Der Phönix Rußlands wirft sich in die Flammen! —
Doch hochverklärt aus seinem Feuerkranze
Wird er erstehn im frischen Jugendglanze
Und Sankt Georg schwingt siegend seine Lanze.

27) Kolumbus.

Steure muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich, und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär sie noch nicht; sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

28) Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig Neptun, und wiegt es schonend ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

29) Der Sämann.

Sieh, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Saamen,
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

30) Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch die Schürze des Wärters;
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

31) Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen
Erde! dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.
Wohin führet der Bogen des Sieges? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Tragt Lictoren die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster

Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her,
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag.
Sieh, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben,
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre,
Frisch ihr Mädchen und schöpft in den etrurischen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind Sclaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus geprägt,

Auch noch die Waage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Crystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

32) Die Poesie der Griechen.

Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergessenen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freiheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt' umsonst sich Gastfreund Sparta's, umsonst auch
Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ewig ist sie verstummt, Alkäos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann

Paphia kam, und kos'te mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.

Heil dem Retter Apollo! Der Attischen Bühne Vollender
Seh' ich Epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schaar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort
Jenen Erfinder des Spiels, die Dorische Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,
Glykera's üppiger Freund, leiser die Scene betrat.

Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheos, du!
Singe den Origien vor, Philorenos! Schweiget die ganze
Purpurbekleidete Schaar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten Gekose,
Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbstständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,

Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger
Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der
Gott.

33) Philemon und Baucis.

Wanderer, fern wohl kamst du in Phrygien, daß
du des Tempels
Ruhm noch nimmer gehört, und die heilige Wun-
dergeschichte.
Setze dich hier: denn du scheinst, kraftlos von der
Hitze des Weges,
Nicht viel weiter zu können, bevor einbreche der
Abend;
Hier auf schwellendes Moos, und begnüge dich, daß
dir ein Kuhhirt
Von einfältigem Sinn es verkündige. Jeglichen
Neumond
Opfert der Priester im Hain, und erzählt dem Volke
das Wunder.
Dieser See, wie er sagt, war einst die fruchtbarste
Gegend
Phrygiens, reich an Heerden, und reich an mancher-
lei Feldfrucht,
Reich an Oel und Wein und Honige; jezt, wie
du schauest,
Treibt nur Kibiz und Taucher sein Werk, und der
fischende Reiger,
Auf weitsumpfiger Fluth, und der einsame Nachen
des Anglers.
Woher, fragt dein Gesicht, die Verwandelung?
Höre die Antwort.

Jupiter wandelte hier und Merkur in sterbli-
cher Bildung,
Daß sie den Uebermuth und die Frömmigkeit jenes
Geschlechtes
Prüfeten: denn nicht Opfer, nur Handlungen ehren
die Gottheit.
Müden Fremdlingen gleich, begrüßten sie jeglichen
Landhof,
Der die gesegnete Flur durchschimmerte, flehend um
Brosam,
Oder um kühlende Milch, und ein Obdach gegen
den Nachtsturm:
Aber bei allen umsonst. Hier hemmeten Schlösser
und Riegel,
Dort ein geiziger Vogt; dort schmähte der Wirth
aus dem Fenster,
Oder die Magd, und drohte den Hund von der
Kette zu lösen.

Schon am Ende der Flur, im Beginn aufstar-
render Hügel,
Sahn sie ein niedriges Häuschen, gedeckt mit Hal-
men und Schilfrohr;
Vorn von Bäumen umgrünt; wo der Greis Phile-
mon und Baucis
Wohnte, sein redliches Weib, gleichalterig, gleicher
Gesinnung.
Hier durchlebten beide die blühenden Tage der Ju-
gend,
Hier auch naheten beide dem sanft auflösenden
Alter,
Weder mit Wunsch des Todes noch Furcht, nein
ruhig erwartend

Ihr vollendetes Ziel: mit wenigem lebten sie sparsam.
Fleißig und immer vergnügt, in unverleugneter Armuth.
Kinder fehlten allein den Glücklichen; aber sie trugen
Demutsvoll, was der Rath allgütiger Götter verhänget.
Fragen durft' auch keiner nach Herrschaft oder Gesinde;
Zwei war das sämmtliche Haus; und statt des Befehls und Gehorsams,
Galt nur liebender Wunsch, und nicht theilloſe Vollendung.

Als der Donnerer nun die winzige Hütte betrachtet,
Und sich gefreut, wie vom Anger die widerkäuende Kuh ihn
Anschnob, ruhig gestreckt, und ein Zickelchen oben vom Felsen
Ihn neugierig erforscht', als fodert' es laubiges Reisig;
Jezo trat er gebückt mit dem Sohn in das niedrige Pförtlein.
Freundlich erhob sich der Greis, und warf das Geflecht aus den Händen,
Welches der Bienenjugend er wölbete, und sie begrüßend
Bot er dem älteren Gaste den eigenen Sessel zum Ausruhn;
Während die Frau mit der Spindel beschäftiget, gerne dem jüngern

Auswich, und ihr Stühlchen mit grobem Geweb'
ihm bedeckte.

Sie nun trat an den Heerd, und die glim.
mende Asche zerwühlend,
Weckte sie gestriges Feuer, und legt um den rau.
chenden Löschbrand
Säuberlich trockenes Laub, und harzigen Kien und
gedörrte
Tannenrind', und blies es mit keuchendem Athem
in Flammen;
Stieg dann die Leiter empor, und nahm des gesam.
melten Reisigs,
Knickt es entzwei, und umhäufte das Kesselchen über
dem Dreifuß,
Samt dem irdenen Topfe, der hohl auf Ziegel ge.
stellt war:
Reinlich beid', und gefüllt mit dem sprudelnden
Borne des Felsens.
Aemsig rupfte sie jetzo des Kohls braungrünliche
Blätter,
Kraus und zart, die der Mann im triebsamen Gar.
ten gesammelt,
Spülte sie aber und aber, und schüttelte dann in
den Kessel.
Jener indeß hob schwer den geräucherten Rücken
des Schweines
Mit zweizackiger Gaffel herab von der russigen
Latte;
Und nachdem er sein Messer auf sandiger Schwelle
gewetzet,
Schnitt er mit ärmlicher Mild' ein Stück vom lange.
geschonten

Schulterspeck auswählend, und warfs in den brodelnden Kessel.
Bei dem Geschäfte verkürzten der freundliche Wirth und die Wirthin
Jenen die Zeit mit Gespräch und Erzählungen trauliches Inhalts,
Ohn' erst Wer? und Woher? die ermüdeten Gäste zu fragen:
Von des geerbeten Grundes Ertrag', und den üppigen Nachbarn;
Auch von der einzigen Kuh und den Zickelchen; auch wie der Maulwurf
Heuer im Garten gehaust, und die Raup' und der schädliche Erdfloh;
Dann, wie die stechende Sonn' und die streifigen Wolken am Himmel
Sicherlich Regen und Sturm andeuteten, nach der Erfahrung.
Hört ihr den Laubfrosch quacken, ihr Fremdlinge? sagete Baucis:
Seid ihr klug, so verweilt, wie ernst auch euer Geschäft ist,
Hier im Trocknen die Nacht, und nehmet vorlieb, was ihr findet!

Neben dem Heerd' auch hieng mit dem Oehr' am hölzernen Nagel
Eine buchene Wanne, so blank von der Alten gescheuert,
Wie die Geräthe der Milch; denn Reinlichkeit lag ihr am Herzen,
Diese trägt sie nunmehr vor die Fremdlinge, gießet des Topfes

Siedendes Wasser hinein; auf Ehrenpreiß und
Kamillen,
Mengt dann Kühlung der Quelle zum dampfenden,
oft mit dem Finger
Prüfend das laue Gemisch; und die seligen Geber
des Guten
Senken die Füß' entsohlt in des lieblichen Bades Er-
frischung.

Drinnen im Kämmerlein hatte der Greis zum
Lager des Mittags
Weich ein Polster gestopft mit federichten Kolben des
Teichschilfs,
Ueber dem weidnen Gestell, das er selbst im Winter
geflochten.
Dieses umhüllen sie nun mit Teppichen, die sie ge-
wöhnlich
Nur zum festlichen Mahl ausbreiteten; aber auch
diese
Waren schlecht und veraltet, der weidenen Flechte
nicht unwerth.
Hierauf ruhn die Götter, Philemons Bitte ge-
während.
Zitternd trägt nun Baucis den Ahorn-Tisch aus
dem Winkel:
Aber der Tisch, wie sehr sie ihn stellt' auf dem höck-
richten Estrich,
Wackelte; unter den Fuß, der zu kurz war, steckt sie
ein Scherblein.
Jetzo schmückt sie die Tafel mit duftenden Blumen
und Kräutern
Im vielfarbigen Korb, mit Herbstnarcissen und
Krokus,

Aster und Nelk' und Viol'; auch Majoran und Lavendel;
Setzt dann Oliven darauf, und eingemachte Kornellen,
Rettiche, und den Salat von Endivien, Reitze des Hungers,
Weichen Käs' und Eyer, in glühender Asche gewendet:
Alles auf irdnem Geschirr; und ein zierliches Körbchen voll Brodes,
Locker und frisch. Auch bringet der Greis den künstlich geformten
Alten Familienkrug, mit jährigem Moste gefüllet;
Und drey buchene Becher, zu festlichem Schmaus in der Kiste
Aufbewahrt, (denn er selbst und Baucis tranken gemeinsam,)
Bunt geschnitzt, und die Höhlung mit gelbem Wachse gefirnißt.

Aber die ämsige Baucis entfernte sich oft aus der Kammer,
Und besorgte den Heerd hausmütterlich, schürend das Feuer,
Oder den Kohl aufregend, daß nicht anbrennte die Speise,
Auch zur Würz' einmischend Kastanien. Als sie anjetzo
Blasend aus heisser Kell' ihn kostete, fand sie ihn völlig
Gar, und hub ihn vom Feuer, und trug in dampfender Schüssel

Ihn zu den Gästen hinein, und nöthigte. Fröhlichés Muthes
Langten die Himmlischen zu, und rühmten das köstliche Gastmahl.

Als nun jene das Herz mit kräftiger Speise gesättigt;
Bringt die geschäftige Baucis den wohlgeordneten Nachtisch.
Lieblich prangt in Körben die Haselnuß und die Wallnuß,
Lieblich der Mandelkern, auch die süße Feig' und Granate,
Purpurtrauben zu goldnen gesellt, auf geringeltem Weinlaub,
Eine Melon', und Pflaumen, mit zarter Bläue bedüftet,
Birnen, saftig und gelb, und rothgesprengelte Aepfel.
Mitten steht ein Teller mit würzigem Scheibenhonig,
Der aus weissem Gewirk hervorquillt. Aber vor allem
Dienet das Mahl zu erfreuen des oft anmahnenden Paares
Heiteres Aug' und Herz, nicht karg mittheilend, noch ungern.

Jetzo bemerket der Greis, daß, wie oft er den Fremdlingen einschenkt;
Doch nicht schwindet der Wein, und der Krug sich immer von neuem
Selbst anfüllt; auch dünkt ihn, der Wein sey besser, denn anfangs.

Staunend sagt er das Wunder der neben ihm sitzenden Gattin
Leis' ins Ohr; auch bemerkte sie selbst; mit erschrockenem Antliz
Heben sie bleich und zitternd die Händ', und flehn zu den Gästen:

Seid uns gnädig, ihr Götter! verzeiht der armen Bewirthung!

Flehns, und springen empor, die einzige Gans, die das Häuschen
Nächtlich vor Dieben bewacht, den himmlischen Gästen zu opfern.
Aber es flattert die schreiende Gans mit erhobenem Fittig
Weit vor den Alten voraus, die schwer arbeitend und langsam
Wanken, die Arme gestreckt; und scheu in die Winkel entflieht sie.
Endlich ereilt sie den Sitz der Unsterblichen; jene verbieten
Ihren Tod; und der Vater beginnt mit freundlicher Hoheit:

Wir sind Götter und kommen Gericht zu halten des Todes
Ueber die schwelgende Rotte der Frevler. Aber damit nicht
Ihr Unschuldige sterbt mit den Schuldigen: rettet euch eilend
Dort auf das hohe Gebirg', und entflieht aus dem Thal des Verderbens!

Rufts, und geht mit dem Sohne voran; ihm folgen die Alten

Zitternd das Knie', auf Stäbe gestützt den wanken-
den Fußtritt.
So die Hügel hinan, und des Bergs pfadlose Ver-
wildrung,
Klimmen sie bang' aufseufzend. Doch jetzt nicht
weiter vom Gipfel
Mehr entfernt, als flieget der Pfeil von des Jüng-
linges Bogen,
Hören sie Sturm und Geheul und den Hall dumpf-
krachender Donner
Unten im Thal, und ein Brausen, wie hoch auf-
brandender Wasser.
Angstvoll wenden die Alten den Blick, und schaun
voll Entsetzens
Ringsum Flur und Häuser versenkt in die steigende
Sündfluth,
Die am Gebirg' aufschäumt', und dort mit zerfal-
lenden Trümmern
Strudelte, dort wehklagendes Vieh, dort Menschen
umlertrug,
Mütter und Greis' und Mädchen, um Bäume ge-
schmiegt, in Verzweiflung.
Ihre Hütte nur steht auf grün hinschlängeludem
Vorland',
Einsam, von Wogen umrauscht, mit friedlich damp-
fendem Strohdach.
Aber indem sie erstaunt, und der Nachbarn Schick-
sal bejammernd,
Hinschaun' wandelt die Hütte zum Tempel sich:
Säulen von Marmor
Tragen das goldene Dach, und ruhn auf marmornen
Stufen.
Betend streckt Philemon die Hand', und die zitternde
Baucis.

Aber Jupiter spricht mit huldreich lächelndem Antlitz.

Fasse dich, redlicher Greis, und du des redlichen Mannes
Würdiges Weib; wir sind, auch züchtigend, Geber des Guten.
Sagt, wie lohnen wir euchs, daß ihr so freundlich uns aufnahmt?

Also der Donnergott, und athmete selber dem Alten
Muth ins Herz und Vertraun. Mit Baucis redet Philemon
Weniges; und er enthüllt den gemeinsamen Rath voll Demuth:

Würdigt uns, Priester zu seyn in eurem heiligen Tempel,
Ihr allgütigen Götter, und weil wir in friedlicher Eintracht
Stets mit einander gelebt, so flehen wir, nehmt uns in Einer
Stund' hinweg, und keiner begrab' einst weinend den andern!

Also beteten sie; und Jupiter winkte Gewährung,
Führte sie dann zum Tempel hinab, und verschwand mit dem Sohne,
Schnell wie ein Wetterstrahl, in die fernhin donnernden Wolken.

Lange noch lebten sie beid' in des vielgefeierten Tempels

Schattenhain, und pflegten des Heiligthums und
des Altars,
Priesterlich: daß in Lieb' und Frömmigkeit wuchsen
die Menschen.
Endlich schwach und gebückt von hohem Alter und
schneeweiß,
Saßen sie einst am Abend auf moosigem Steine des
Bornes;
Hand in Hand, und redeten viel von den Tagen
der Jugend,
Und von der nahen Verjüngung des sanft umwan-
delnden Todes.
Abendlich ruhte der See, und spiegelte Felsen und
Bäume,
Leichtes Gewölks Goldsaum, und die duftige Sichel
des Neumonds.
Jezt mit feierlich stiller Bewunderung sahn sie der
Sonne
Strahlenden Untergang, des heiteren Tages Ver-
künder,
Ueber dem schauernden See. Da erfüllte sie herzliche
Sehnsucht,
Unterzugehn wie die Sonne, zu jenem verklärteren
Aufgang.
Ihnen däucht', als sänken sie um in sanften
Schlummer,
Wie er in schwüler Stunde den Wanderer unter
des Bächleins
Duftender Erle beschleicht. Doch schnell, in der
süßen Betäubung,
Sahn sie bestürzt, wie sie beid' als sprossende
Bäum' in den Boden
Wurzelten, Baucis als Linde, bei ihr als Eiche
Philemon.

Als nun beid', in dem ängstlichen Traum, die belaubeten Arme
Gegen einander gestreckt, sich mit Inbrunst: Theuerste Baucis,
Lebe wohl! zuriefen, und: Lebe wohl, mein Philemon:
Wars, als erwachten sie schnell; und sie wandelten, Jüngling und Jungfrau,
Schöner, denn Sterbliche sind, durch blühende Schattengefilde.
Aber Merkur, ein Retter aus Noth abscheidenden Frommen,
Liebevoll in Gestalt des bewirtheten Gastes erscheinend,
Führte sie, Hand in Hand, zu der seligen Geister Versammlung.

Dort, o Fremdling, grünen die heiligen Bäum' an dem Ufer
Seit Jahrhunderten schon, hochalterig, nimmer veraltend.
Ländliche Weihegeschenk' umhangen sie: Kränze Verlobter,
Und hochzeitliche Schleier der Bräut', und Locken der Jugend,
Auch Schalmeien der Hirten, die Menschlichkeit sangen und Schönheit.
Hieher trägt die Mutter ihr Kind, und säugt in dem Schatten;
Hier wird der Knabe geweiht zum Jünglinge, hier, wer den Haushalt
Neu beginnt: hier schwört man Gesetz und Ordnung und Gleichheit.

Wer dem Schatten sich naht, dem bebt die entzück-
ende Sehnsucht
Wohlzuthun in das Herz, und heisses Vertraun zu
den Göttern.
Pflücke dir Blumen des Thals, o Wanderer; daß
du in Ehrfurcht
Deinen Kranz aufhängest der Menschlichkeit, und
dich belohne
Fröhlicher Muth und Gedeihn; ob du wallfahrst,
oder daheim seyst!
Rufe das Vieh mit dem Horn, Endymion, aus dem
Gebüsche,
Daß wir zur Hürd' eingehn; schon dunkelt es. Aber,
du Fremdling,
Hebe die Bürd' auf die Achsel, und folge mir un-
ter mein Strohdach
Dort an der waldigen Bucht, wo des Heerdes Flamm'
in der Dämmerung
Lieblich glänzt, und der Rauch am funkelnden Him-
mel emporwallt.

35) Der dankbare Sohn.

(Ein Lustspiel.)

Personen.

Rode, ein alter Bauer.
Rachel, seine Frau.
Gretchen, seine Tochter.
Michel, ihr Bräutigam.
Käthe, Michels Mutter.
Der Küster aus dem Dorfe.
Ein Feldwebel.
Ein Rittmeister.
Soldaten und alte Bauern aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher, mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauernhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode (tritt aus der Hütte, und dehnt sich.)

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen. Es egt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber, was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da herauf kömmt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht — vielleicht ist auch jetzt mein Sohn schon heraus — im Kriege schläft man nicht lange; — vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir

das gesagt hätte, da du noch klein warst, daß ich so viel Freude an dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Schon hier, Vater? Ich wußte nicht, wo du warst.

Rode. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehen. Sie hat mich so eben an unsern Fritze erinnert. Was er wohl machen muß, Mutter?

Rachel (betrübt). Ach! — Vielleicht macht er nichts mehr.

Rode. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch! wir werden ihn wieder sehen, so gewiß als ich lebe. Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

Rachel. Er ist Soldat, lieber Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wenn ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt, daß ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt; ich kann es nicht ansehen, ohne daß mir angst und bange ums Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut: und wir, seine Eltern, sollens nehmen, und uns Gutes davon thun? — Ach Vater!

Rode (den Kopf schüttelnd). Sein Blut bezahlt ihm der König?

Rachel. Was sonst? Sein Blut und sein Leben.

Rode. Nein, gute Mutter! Wenn er einem fremden Herrn diente, dann hättest du Recht, und ich nähme dir keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eigenen König! Und war

er dem nicht längst sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig? —

Rachel (seufzend). Wenn doch nur Friede würde!

Rode. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

Rachel. Die Leute, Vater! — Ach! die sprechen es wohl.

Rode. Und müssen doch Recht haben, wenn hie und da schon Regimenter in die Quartiere rücken!

Rachel. Ja dann — wenn das wäre —

Rode. Das ist, Mutter! Verlaß dich darauf! — Wir werden Friede haben, eh' wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritze nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

Rachel (vergnügt). Einmal? Ach zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns denn ums Herz seyn, wenn wir ihn wieder sehen? Ob wir ihn auch noch kennen werden?

Rode. Ho! ich werde doch meinen Sohn kennen!

Rachel. In Offizierskleidern, Vater; über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran. — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt. —

Rode. Ja, den trägt er, weil er so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffener Soldat, sollt' ich meinen. — Zwar auf Rock und auf Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er queer über der Stirne haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines Soldaten. Aus der muß' man's sehen, daß ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei sieh da! Unser Herr Küster.

(Sie geben ihm beide die Hand.)

Küster. Nichts Neues von eurem Sohne? Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich dran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurück kam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater! Auch einen Brief. Aber sie liegt noch, und schläft, daß ein Auge das andere nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weiß Er denn auch, Herr Küster, daß mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? daß er nun seine eigene Schwadron hat?

Küster. Nicht möglich! Eine eigene Schwadron?

Rode (sich besinnend). Es ist ja wahr. Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. — Ja sieht Er, Herr Küster! mein Sohn trifft's immer so, daß der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Offiziersstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen.

Küster. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater!

Rode. Je nun, seh Er nur an, Herr Küster In der letzten Schlacht bei Dings da — bei — kann

ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Offiziere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen: aber den achtet er nicht; er rafft mit Gutem und mit Bösem an die dreyhundert Mann wieder zusammen; (immer lebhafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein: man schießt ihm ein Pferd unterm Leibe todt; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit fünfzig Mann wieder zurück. — Der König siehts und gibt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! Was ich ihm sage! (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan.

Küster. O, er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte; und wenn's Schläge setzte, so thaten seine Kopfstöße immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm wie angeboren.

Rode. (lächelnd). Gelt? —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel. Gretchen.

Rachel (heimlich). Sag' ihr diesmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

Gretchen. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritze. — Und da euer Monatsgeld. Es sind zwölf Thaler.

Rachel. Sechse, willst du sagen.

Gretchen (nocheinmal gähnend). Der Postmeister sprach zwölfe.

Rachel. O ich errathe es schon. — Er hat uns gewiß wieder zugelegt, weil sich seine

Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint ihr nicht auch?

Rode. Der gute Fritze! Ich kann von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat — wie heißt er doch nur? — der steht schon in eurer Kammer. Es ist ein ganzer Korb voll.

Küster (sehr aufmerksam). Ein ganzer Korb voll? Ei! Ei!

Rode. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich.) — Aber Er muß auch eins mit trinken, während daß er den Brief liest. Geh, Mutter! eine Bouteille und drei Gläser bring' uns. Auch etwas zum Frühstücken. Und du, Gretchen, gib einen Tisch und zwei Stühle heraus. Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab.)

Rachel (aus der Thüre der Hütte). Aber les't nur ja nicht eher, als bis ich wiederkomme. Ich bitt' euch —

Sechster Auftritt.

Rode. Der Küster. Gretchen

(die ab und zugeht.)

Rode. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich mögte doch hören, was er vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird?

Küster. Vom Frieden, sagt Ihr? Je, die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch

nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenns' Friede wäre?

Rode. So? wird noch stark geworben?

Küster. Ei, Ihr wißt doch, daß nur gestern Abend noch ein Unteroffizier mit einem Comando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und daß die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind? —

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? — Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so laß sie hingehn! Laß sie dem Könige dienen! — Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und obs eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal daran. Sieht Er, Herr Küster? das ist mein Glaubensbekenntniß.

Küster. Aber wie da, wenn sie eurer Töchter ihren Bräutigam wegfischten? euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt euch in Acht, Rode! Nehmt euch in Acht! Es ist ein junger, rüstiger Kerl.

Rode. Ach nicht doch! Für den ist gebeten.

Küster. Nu, nu! hoffen wollen wirs nicht. (Gretchen, die vorher schon Tisch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläser.)

Gretchen (zieht Roden beim Ermel). Vater —

Rode. Was ist's? Was hat's?

Gretchen. Ich wollt' euch wohl worum bitten, Vater —

Rode. Nun ja! nur heraus! —

Gretchen. Gestern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da stand mein Bräutigam Michel vorm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich

gewartet, und schmälte, daß ich so lange geblieben war.

Rode. Was gilt's? Du willst hin, willst mit ihm frühstücken?

Grethen. (verschämt.) Ja, Vater.

Rode. Und das gleich? Ohne erst was Neues von deinem Bruder zu hören? — Mädel! Mädel! ich halte so große Stücken auf dich; denn du bist das jüngste Küchelchen, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da dich kein Mensch mehr vermuthend war; (ihr drohend) aber, Mädel! Wenn du mir den Bruder Fritze nicht lieb hast! ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

Küster, Aber den Bräutigam, Rode! den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh, Gretchen! Geh!

Rode. Nun, weil's der Herr Küster so meint — —

Gretchen. Ja, laßt mich, Vater! Ich bin euch wieder da, wie ein Kiebitz. — (Dem Küster ins Ohr, indem sie vor ihm vorbeiläuft) Hab' er Dank, lieber Herr Küster! (Dieser nickt freundlich mit dem Kopfe.)

Siebenter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Küster. (Den Brief betrachtend) Was für eine herrliche Hand euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (Er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater"

Rode. (Die Ohren über den Tisch hingespitzt) O du herzensguter Fritze!

Küster. „Da jetzt der Friede unterzeichnet ist,
„so schreibe ich Euch zum letztenmal aus dem Felde,
„um — —

Rode. Gottlob! So ist es doch Friede. Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatsgeld zu über-
„schicken, das Ihr so gut seyn wollt, von mir an-
„zunehmen“ —

Rode. Ja!

Küster. „Und da sich jetzt meine Einkünfte so
„ansehnlich vermehrt haben, so erlaubt mir, Euch
„die sechs Thaler aufs künftige zu verdoppeln.“ —

Rode. Nein, das will ich nicht, Sohn. Alles muß seine Gränzen haben; auch deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster!

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber Vater,
„ist mir die größte Freude begegnet, die ich noch in
„meinem Leben empfunden habe, und die ich Euch
„doch erzählen muß.“ —

Rode. (innig vergnügt) Ja, Was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die Gnade, mich
„zur Tafel zu ziehen“ —

Rode. Zur Tafel? meinen Fritze zur Tafel? — Alle Welt! da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! — Nun? Nun?

Küster. „Er sprach sehr viel mit mir, und
„gab mir viele unverdiente Lobsprüche meines Ver-
„haltens wegen.“ —

Rode. Ja!

Küster. „Endlich fragte er mich, von welchem
„Haus ich wäre? wo mein Geburtsort läge? wen
„ich zum Vater hätte?“ —

Rode. (lacht in sich) Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! der liebe Herr! Nun? Und was hat er ihm denn geantwortet? — O sir, Herr Küster!

Küster. „Ich nannte ihm unser Dorf, und „Euch. Ihre Majestät, fieng ich an, Ihre Unter„thanen sind alle Ihre Unterthanen: und wenn nur „derjenige der würdigste ist, der das beste und recht„schaffenste Herz, der die meiste Liebe und Treue „für seinen König besitzt; so darf ich sagen, daß ich „einen Ihrer würdigsten Unterthanen zum Vater „habe. Ich bin stolz auf ihn, und ich freue mich „seiner .Ja, ich würde ihn für alle Väter der Welt „nicht vertauschen, so arm und niedrig er ist“ —

Rode. (mit empor gehobenen Händen) Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle meine Recht„schaffenheit, und allen meinen Eifer in Ihrem „Dienste. Seit meiner zartesten Kindheit habe ich „Ihr Lob und das Lob der Tapferkeit und der Tu„gend von ihm gehört. — So sprach ich, Vater, „und vor Freuden, daß ich Euch im Angesichte des „Königes loben konnte, standen die Thränen mir in „den Augen. (Rode wischt sich die Seinigen) — „Der König ward von meiner kindlichen Liebe zu „Euch gerührt. Er nahm das Glas, das vor ihm „stand, und trank mir laut vor der ganzen Tafel „Eure Gesundheit zu, und befahl mir, daß ich's „Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern „sollte.“ — —

Rode. (aufspringend) O ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

Küster. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

Rode. (läuft vor Freuden ausser sich zur Hütte, und ruft hinein) Mutter! Mutter! Laß alles stehen und liegen, und komm heraus!

Rachel. (drinnen) Wie, Vater?

Rode. So komm doch heraus, sag' ich, und laß dir erzählen! Komm doch heraus! —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel.

Rode. (umfaßt sie) Alte liebe Herzens-Mutter! Was für einen Sohn hast du mir doch gegeben!

Rachel. (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht) Was giebt's denn, Ihr Kinder? Ich zittre schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

Rode. Friede, Mutter! (geschwind hinter einander fort.) Und unser Sohn hat bei unserm König gespeißt; und der König hat ihn nach unserm Dorf und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daß ich ein rechtschaffner Unterthan wäre; und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte — Ach ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andere in die Hände) — Ja, liebe Mutter! Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! — Du, nimm du das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dies, lieber Herr Küster! Und ich will dies hier nehmen. So! — Und nun laßt uns alle zusammenstoßen. (Er zieht die Mütze ab) Es lebe der König!

Küster. Er lebe!

Rachel. Er lebe!

Küster. (wischt sich den Mund, nachdem er getrunken hat.) Das schmeckt nach Mehr, meiner Treu!

Rode. Aber hör' Er, Herr Küster! Nun muß Er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an den König revangirt habe, und daß er sich bedanken, und Ihn auch meiner Liebe versichern soll. Vergeß Er's doch ja nicht!

Küster. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

Rode. Was nicht? Was wird sich's nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch wie wir alle: und so muß es ihn ja freuen, denk' ich; daß er von Menschen geliebt wird!

Rachel. Wenns denn aber Friede ist, Vater —

Rode. Je freilich! Hat er's doch selber geschrieben!

Rachel (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh ins Gesicht sieht). So kömmt Er ja zurück lieber Vater. So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wieder sehen?

Rode. Geduld, Mutter. Das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld; Geduld! Der Herr Küster ist so gut und liest weiter. — Vorher aber muß ich noch meines Sohnes Gesundheit trinken; und die, Mutter, bringe ich dir zu. (Giebt ihr ein Glas,

und stößt zusammen) Er war dein Augapfel von Kindesbeinen an, und er soll leben!

Rachel (gerührt). Ich bedanke mich, Vater.

Küster (stößt auch an). Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedank' mich, Herr Küster.

Rode. (setzt das Glas weg). Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke! Gottes Segen sey mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniß vor unserm König gegeben! und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsieht) ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugniß: Er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in deiner.

Rachel. O les' Er weiter, Herr Küster! Vielleicht—

Küster (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel aufmerksam hinter den Tisch tritt). „Mich zur Tafel zu „ziehen" — — Wo blieb ich? — Eure Gesundheit „zu, und befahl mir" — ja da! — „und befahl „mir, daß ich's Euch melden, und Euch seiner „Gnade versichern sollte. Ich konnte mich nicht „länger halten; denn mein ganzes Herz war bewegt. „Ich sprang auf. Ich warf mich dem König zu Füßen. „Ihre Majestät, sagte ich, von allen Gnadenbezeu„gungen, die Sie mir erwiesen haben" —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen. (schluchzend und schreiend). Ach helft! helft, Vater! die Werber —

Rode (erschrocken). Wie? Was?

Gretchen (wie vorher). Die Werber — Vater —

Rachel (ängstlich auf Gretchen zulaufend). So komm doch nur zu dir! was hat sich begeben?

Gretchen. Als ich zu Micheln kam, Vater — Küster Nun da haben wir die Beschehrung. Gewiß haben sie Micheln beim Leibe.

Rachel. O Himmel was für ein Unglück!

Rode. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

Küster. Im Frieden! Mit eurem Frieden! — Als wenn in Königs Landen einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wir jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher! Daß Gott erbarme!

Rode. (ärgerlich). Ha schweig Er, Herr Küster! Laß Er den König in Ruhe! Es geht mir immer ans Herz. — Wir spannen ja täglich unsre Stiere ins Joch: und wie meint Er wohl, daß es am Ende mit unsern Aeckern werden würde, und mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mann wie Er, und solche Reden zu führen!

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht doch nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! Ihr seyd ja sein Vater so gut, wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel Respect haben; das weiß ich gewiß. Alle Menschen haben Respect vor Euch. —

Rode. Einfältiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

Rachel. Ach wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, daß er uns helfen könnte!

Rode. Faßt Euch! Faßt Euch! Mich verdreußt's, daß ich so in meiner besten Andacht gestört werden muß. — Es wird so arg nicht seyn, wie Ihrs Euch vorstellt. Er wird euch nicht euren einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

Gretchen. Und ich auch, Vater. Ich will euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben.

(Rode und Gretchen gehen ab.)

Rachel (ihm nachrufend). Schone nur deiner selbst, Vater! Mache dich nur nicht unglücklich.

Eilfter Auftritt.

Rachel. Käthe. Der Küster.

Küster (zu Käthen). Eine so liebe Wittwe so zu betrüben! ihr den Bissen Brod aus dem Munde zu nehmen!

Käthe. Ach Herr Küster! Ich bin erschrocken, daß mir Hände und Füße zittern,

Küster (ihr einen Stuhl gebend). Setzt euch, setzt euch, Mutter. Wir müssen immer das Beste hoffen. —

Käthe. Schon zwei rißen sie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben sie nicht wiedergesehen. — Ach! sie werden auch diesen nicht wiedersehen.

Küster (mit einem tröstlichen Tone). Findet euch in Geduld, Mutter Käthe! Eine so gute Christinn wie Ihr, muß sich zu fassen wissen.

Rachel (die bisher voll Ungeduld an der See-

ne gewartet). Himmel! Es wird Lärmen im Dorf. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäßigen können! — Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster.

Küster. Ich? Ich? —

Rachel. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster; ein Geistlicher.

Küster. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich! — solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit immer am liebsten her; und wenn sie mir eines anhängen könnten — Nein, nein, Mutter! Daß ich nicht so ein Narre wäre! — Steck er seine Nase ins Buch, würden sie sprechen, und laß Er uns hier ungehudelt! Ins Teufels Namen! — Gott verzeih mir die Rede! — Und ich bin dann auch jähzornig, Mutter; das könnte ein schönes Unglück werden. — Nein; Nein! da müßt' ich getrunken haben.

Rachel. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helfen?

Küster. So nehmt doch Vernunft an, Mutter! So bedenkt doch nur, wes Standes ich bin! — Trost könnt Ihr bei mir haben, soviel Ihr wollt; aber euch zu helfen ist meines Amtes nicht. Helft Ihr euch selber!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Gretchen. Michel. Der Feldwebel. Soldaten, und einige alte Bauern.

Käthe (läuft auf Micheln zu). Ich habe dich wieder, mein Sohn? — O! Sie sollen mir erst das Leben nehmen, eh ich dich fahren laße.

Gretchen (ihn streichelnd). Du lieber, du guter Michel!

Feldwebel. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft hier alles das Gewinsele? das Gewimmre? Damit ist's nicht gethan.

Rode (den Feldwebel beim Arme nehmend). Laß Er mit sich reden, Herr Feldwebel!

Die Bauern (alle durch einander, da der eine dies, der andere jenes sagt, und sie immer einander wiederholen). Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen — Einen einzigen Sohn — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen —

Rode. Schweigt! Ich bitt' euch Kinder. — Ihr macht ja Uebel nur ärger.

Feldwebel. Und wenn Ihr euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (an die Tasche schlagend). Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauern (wie zuvor). Ordre! Ordre! — Es steht nichts davon in der Ordre. — Ein Gut zu entblösen, ist niemals Ordre gewesen.

Rode (den Bauern zuwinkend, daß sie schweigen sollen). Hieher, lieber Herr Feldwebel! Ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Laßt hören, von welchem Nachdruck es ist!

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel? Ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weiß, daß ich's Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewißheit wüßte, daß der Friede gemacht, und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, daß ihm das Wasser an die Seele gienge, und daß er schon anfangen wollte, zu sinken —

Feldwebel. Weiter nichts? Das ist noch Alles Gewäsche.

Rode. Ja geb er nur Acht lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel (sich auf seinen Stock stützend). Nun? —

Rode. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollte sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin: Was kann er Wichtigers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? — Nehm' Er auch mich hin! wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe, aber so grau und so mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten; so lange ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg werfen, der laufen will, und eh er läuft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele, Herr Feldwebel! so wollt' ich sprechen, wenn es aufs Aeuserste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter — daß Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode (einen Schritt zurück, und die Hand in die Seite). Wie, Herr? Ist Er Soldat?

Feldwebel (trotzig). Das seht Ihr, daß ich es bin.

Rode. An seinem Rocke, Herr, aber nicht an seiner Gesinnung. Wenn Er wahrhaftig Soldat wäre, so solli's Ihm lieb seyn, von Seinem König so reden zu hören.

Feldwebel (mit aufgehobnem Stocke). Ha, Ihr alter Graukopf! Ihr wagt es? —

Die Bauern. Keine Gewalt, wollen wir hoffen. Keine Gewalt!

Rachel (ängstlich). Ich bitte dich, Vater — du solltest ihn zu besänftigen suchen, und du machst ihn erst böse.

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! Der Friede ist gemacht; das ist uns bekannt: und Seine üble Aufführung hier, die könnt' Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so gibts Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schriebe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel (stutzig). Wie? Was? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode (trotzig). Vom Schwanenfeldischen Regimente, wenn Er ihn kennt — Rittmeister Rode.

Feldwebel. Alle Teufel!

Rode (auf einmal vertraulich). O Er kennt ihn gewiß, lieber Herr Feldwebel: ich seh es. Er kömmt gewiß von der Armee, und kann mir dies und jenes von meinem Sohne erzählen? (Zu den Uebrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben). Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

Feldwebel. Auch das! Meinetwegen! — Ihr könnt dann gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen. (Käthe und Gretchen, die nun Micheln los zu bekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauern ab.)

Rode (zu Rachel). Noch eine Bouteille Mutter! Geschwind! — (zum Feldwebel) Es ist ein delicat Gläschen Wein.

Küster. Recht sehr delicat; das ist wahr; — (vor sich) und für so einen Schurken nur zu delicat.

(Rachel geht ab).

Dreizehenter Auftritt.

Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Nachher auch Rachel.

Feldwebel. Also von eben dem Regimente, worunter ich Anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelt? —

Rode. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind Sie so genau mit einander bekannt?

Feldwebel. Ja zum Henker! Ich habe die Ehre.

Rode (der ihm ein Glas reicht). Desto besser! Desto besser! — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille.)

Feldwebel. (nachdem er das Glas hinunter gestürzt). Daß ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugerben! weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

Rode (wieder einschenkend). Nun, das erfreut mich von ganzem Herzen. —

Feldwebel. Wie? das erfreut euch?

Rode. Daß Er ihn kennt! — lieber Herr Feldwebel! daß Er ihn kennt! — Und daß mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (Der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter.)

Küster (ihm neidisch zusehend, vor sich). Ei sauf du und der Henker!

Rode. Aber da Er vermuthlich von der Armee kömmt, lieber Herr Feldwebel, und da Er unter eben dem Regimente gedient hat, wobei mein Sohn steht: so weiß Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? ob ich meinen Sohn bald wieder sehen; und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

Rachel. Ja, wenn Er das wüßte, Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder hier zu sehen, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

Feldwebel. Nun, nun! Was ich davon weiß, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein! —

Rode. Von Grund meines Herzens! Es ist mir recht lieb, daß der Wein Ihm doch schmeckt. — Diesen Wein giebt mir mein Sohn, daß ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

Feldwebel (das Glas hinunter stürzend). Burr! —

Küster (wie vorhin). Daß du Gift saufen müßtest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

Rode (begierig). Und was weiß Er denn lieber Herr Feldwebel?

Feldwebel. Nichts weiß ich, als daß euer Wein ziemlich gut ist, und daß ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er wiedersteht mir schon ganz. — Aber wenn es auch Champagnier gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeister zu Söhnen hättet; so sag' ich euch, daß ich entweder

Geld sehen, oder Michel mit fort muß. Also kurz resolvirt!

Rode. Wie, Herr! So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von Königs eignen Unterthanen? —

Feldwebel. Ich so gut, wie der König! Warum nicht? — Geb' ich euch Micheln los, so muß ich für ihn einen andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luft kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreyßig Thaler geschafft, oder Marsch!

Rode. Dreyßig Thaler, Herr? Wie sollt' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammen treiben? — (Er langt ihm das Päck'chen mit den zwölf Thalern hin) Hier sind Ihrer zwölfe.

Feldwebel. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstößt). Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laßt die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter, sagt Er? Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt?

Rachel. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. Ich Mitleiden? Mit wem?

Rachel. Mit uns allen, die er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können —

Feldwebel (lachend). Hahaha! Ist das Ding so verliebt!

Rachel. Mit einer armen Wittwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müßte, und deren Thränen Ihn drücken würden.

Feldwebel. O geht! geht! bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land solltet Ihr kommen: da wird euch anders gehaust. Da heißt es: Geld heraus, oder Nasen und Ohren herunter!

Küster (schaudernd). Huhuhu!

Feldwebel. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! Ein Dutzend Zähne in den Rachen gestoßen, oder halb zu Schanden geprügelt! Das geschieht alle Tage.

Küster (vor sich). Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sey bei uns!

Feldwebel. Fragt nur euern Sohn, wenn er wieder kömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder Marsch!

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode (auf das Papier mit dem Gelde sehend). Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht sagte? Hörtet Ihr, was er von meinem Sohne sagte? (Er sieht Rachel und den Küster unruhig an.)

Rachel. Die unverschämteste Lüge, Vater! Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

Küster. Ja gewiß, Rode! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackerer, ehrlicher Mann.

Rode. Und wär' er's nicht, lieber Gott! Hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was Andre mit Thränen verloren hätten! — Wie angst und bange wird mir, daß ich's nur denken soll? — O dann wollt' ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Händen spränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersetzen. — — Doch nein! nein! Da stecke du nur wieder! (das Geld wieder zu sich steckend) Ein Böse-wicht verachtet gewiß seinen Vater. — Kommt, Kinder! kommt! Wir wollen doch nachgehen. Wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort ist, oder nicht! Mein Sohn wird ihm schon wieder loshelfen.

Rachel. Aber Gretchen, Vater! das arme Gretchen! Wie werd ich sie trösten können?

(Gehen ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Der Küster (allein).

(Er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um). Ein acht, vierzehn Tage? Da kömmt er ja ohnedies bald zurück. Was soll ich denn mitgehen? — Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief vollends hinauslesen (den er bisher in der Hand gehalten). Ich bin doch neugierig geworden. (Er schenkt ein und liest, indem er sich dazu setzt.) — Den Sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (Er liest wieder sehr begierig) — Den Siebenten? — (aufspringend) O nun ist Micheln und Gretchen und allen geholfen. Ich muß die Eltern zurück rufen. (Er trinkt eilig

das Glas aus, und läuft an die Scene) Vater Rode! Mutter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die beiden Alten für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daß ich's ihnen ankündigen soll!

Sechzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode. Schon wieder was Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster?

Küster. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuß stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier, hier im Briefe steht's!

Rachel. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O geschwinde! Herr Küster! Ums Himmels willen.

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (Er liest) „Auch unser Regiment, lieber Vater, hat schon „Ordre zum Abmarsche erhalten. Den Sechsten kommenden Monats wird das Bataillon, bei welchem „ich stehe, vor eurem Dorfe vorbeigehen.“ — Sehet Ihr, Rode? Das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da? —

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter. (Er liest wieder) „Aufs längste, Vater, geschieht es

„früh Morgens den Siebenten;“ — Das ist nun als heute, Rode — „und weil ich da nur eine Vier„telmeile von eurem Dorfe entfernt bin, so will ich „die Escadron indeß dem Lieutenant übergeben, um „zu Euch hinüber zu reiten. Ich werde wenigstens Euch und meine alte liebe Mutter sehen und küssen“ —

Rode (mit der größten Lebhaftigkeit). O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will hinaus, Mutter. Ich will ins Freie hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten. Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn! o mein Herzenssohn! —

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich dir nachkönnen, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daß ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt Rode! Gebt die zwölf Thaler heraus! macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu? —

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten; um sie ihm auf Abschlag der dreißig zu geben, und wenn nachher euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! gut! Hier hat Er, Herr Küster! Hier sind die zwölf Thaler! Mach' Er, lauf Er! Seh Er zu, was Er ausrichten kann! Ich selbst habe unmöglich Zeit.

(Der Küster eilt ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich

mich ließe. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst du ihn eher sehen.

Rode Ja, das will ich! Das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden. —

Rachel (während daß Rode hinauf steigt). Und kömmt er denn wieder, o Himmel? Kömmt er nach so vielen langen Jahren das erstemal wieder? — Ach! wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist größer. — (Sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst du noch nichts? —

Rode (tritt auf die Zehen, und hält die Hand über den Augen vor). Noch nichts, Mutter! Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! (wieder hinaufrufend) Siehst du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha dort unten! Es blinkt. — Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's den Berg hinüber. — Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf! — Sie sind es, Mutter. Sie sind es.

Rachel. Und unser Sohn? —

Rode. Gedulde dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. — (indem sie auch schon hinaufsteigen will) Wart! Wart! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Galopp, und schon ganz nahe am Dorfe? — (Er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! Da springt er herab. Es ist Fritze.

Rachel. O Gott, wie wird mir! Ich muß ihm entgegen laufen. (Sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Rittmeister.

Rittmeister (der eben hereintritt, da Rode wieder unten ist). Alter, ehrwürdiger Vater! (Sie eilen mit offnen Armen einander entgegen.)

Rode. Ach mein Sohn! — (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, daß meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.

Rachel (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt). O ja! und eine eben so dankbare Mutter.

Rittmeister. Liebe Eltern! Was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seyd ihr sie mir, oder bin ich sie euch schuldig? —

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn! Ich wills Gott und wills aller Welt sagen, daß du mir mehr vergolten hast, als was ich dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, Du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache unaussprechliche Freude.

Rittmeister. Und ist nicht eben das die größte Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück seyn, wenn eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern! meine rechtschaffnen Eltern! Ihr seyd mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wieviel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich hab' es nur dann genossen, wenn ich mir euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch itzt —

itzt in diesem glücklichsten Augenblick — Wie durchdringt mich doch eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend, und sie wechselsweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an eurem theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faßt euch! Faßt euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz seyn. — Was macht Ihr? Wie lebt Ihr! Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laßt mich sie sehen!

Rode. Ja, ja! ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel! in was für Verwirrung ich bin! Ich muß dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn; sie wäre ohne dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unteroffizier ihren Bräutigam weg; aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von dreißig Thalern, das ich ihm versprechen ließ, weil ich auf deine Ankunft hoffte. O der Freude, daß du nun da bist!

Rittmeister. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hieher, und sagt ihm kein Wort davon, daß ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! Wie will ich das machen? — Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: Er ist da! Er ist da!

(geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Rachel. Der Rittmeister.

Rittmeister (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand). Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, daß ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der ich so oft mich zurück sehnte. Hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn ins Grüne setzten. Dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süße, glückselige Jahre! Und wohin ich nun sehe, Mutter, da fallen mir wieder Proben von eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundre mich über euch. Eure Freude ist ja so stumm?

Rachel. Sie ist zu groß, liebster Sohn. Sie kann nicht aus meinem Herzen hervor. Ich möchte lieber allein gehen, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

Rittmeister. Haltet nicht inne, Mutter! Was denkt Ihr?

Rachel. Daß du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; daß du für uns zu vornehm geworden.

Rittmeister. Ich zu vornehm für euch? O erstickt diesen Gedanken! — Seyd nicht Ihr meine Mutter? Bin nicht ich euer Sohn? Müßt Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, daß kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als eurem Herzen? Und sollte nicht auch das meinige für euch am meisten empfinden? (Er umfaßt und küßt sie) Glaubt mir doch,

Mutter! Ich liebe euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es dir, und ich verdien's auch um dich. So manche traurige Nacht hab' ich an deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde dich niemals wieder sehen.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (vor sich, indem sie kömmt). Was muß es denn geben, daß der Vater mich herschickt? — (erschrocken) Holla! Ein Offizier! —

Rittmeister (leise zu Rachel). Ist sie das, Mutter? (diese winkt ihm, und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

Gretchen (wehrt sich). O pfui doch, Herr Offizier!

Rachel. Wie, Gretchen? Es ist ja dein lieber Bruder.

Rittmeister (zu Rachel). Die großen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, dein lieber Bruder.

Gretchen (indem sie ihm freundlich näher tritt). Doch wohl nicht Bruder Fritze?

Rittmeister (sie küssend). Allerliebste Vertraulichkeit!

Gretchen (läuft vor Freuden außer sich zu ihrer Mutter). O Himmel! Mutter! Da sind wir ja aus allen unsern Sorgen heraus.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe und Bauren aus dem Dorfe.

Rode (auf seinen Sohn zeigend). Hier, Herr Feldwebel, ist der Mann, der ihm die dreißig Thaler bezahlen will.

Feldwebel (erschrocken). Was seh' ich? Ein Offizier? (Er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauern sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, daß es Rodens Sohn ist.)

Rode. Ja, das ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir! wie kann ich allein mich genug freuen?

Rittmeister. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre? —

Feldwebel (überreicht sie ihm mit einer furchtsamen Miene). Hier, Herr Rittmeister!

Rittmeister. Von welcher Compagnie ist Er?

Feldwebel. Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

Rittmeister (nachdem er die Ordre gelesen). Und Ihr untersteht euch, mir diese falsche Ordre zu überreichen. — Ich kenne euren Hauptmann, und ich kenne auch euch. Was ist eure Absicht gewesen? Erst von Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seyd, aus seinen Diensten zu desertiren?

Feldwebel (in bittendem Tone). Herr Rittmeister —

Rittmeister. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von jeher den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief zu Bosheiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daß Ihr eure Strafe erhaltet. — (Zu den Bauern im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (Die Bauern gehen mit dem Feldwebel, bis auf einige wenige, ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne den Feldwebel, und einige Bauern.

Rittmeister. Komm, Gretchen! Komm, Michel! Ihr seyd mein liebes Geschwister, und ich verspreche euch, auf eure Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe und Michel. Ach lieber Herr Rittmeister!

Die Bauern (kommen vertraulich herzu). Der brave Herr! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja, wir haben auch immer eine rechte Freude gehabt, wenn wir von Ihnen gehört haben. (Der Rittmeister giebt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt.)

Rode. Alles, Sohn, Alles, was ich von dir sehe, erfreuet mich. — Aber noch mehr, was ich vorhin von dir hörte. Du hast gewiß in deinem Soldatenstande immer rechtschaffen gehandelt?

Rittmeister. Immer, mein lieber Vater! Das verdanke ich euren und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht; aber ich hoffe, daß mancher seyn soll, wo man mich segnet. — (nach der Uhr sehend) Doch, meine Zeit ist schon um. Ich muß fort, liebste Eltern!

Rachel. Schon fort? Schon fort?

Rode. O einen Augenblick noch! Wir sind ja deiner kaum froh geworden.

Rittmeister. Ich muß fort, liebste Eltern. Glaubt, daß mein eigenes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurück riefe! — Darf ich nun noch um etwas bitten, ehe ich gehe?

Rode und Rachel. Um alles! Um alles! —

Rittmeister. So kommt, liebste Eltern! Kommt, und begebt euch bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, so wir Ihr in meinem Herzen herrschet! Laßt alles, was mein ist, auch euer seyn!

Rode und Rachel. — Liebster Sohn!

Rittmeister. Nein, wenn Ihr's ungerne thut. — Es ist kein Glück für mich, sobald es keines für euch ist.

Rode. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns hier sterben, wo wir gelebt haben! Laß uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist! In dieser Hütte bist du geboren worden. — Nur besuch' uns hier oft; darum bitten wir dich.

Rittmeister. Gewiß! Gewiß!

Rachel. Und wir, liebster Sohn, wir wollen dich wieder besuchen. Wir wollen uns an deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, daß er uns einen solchen Sohn gab.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG